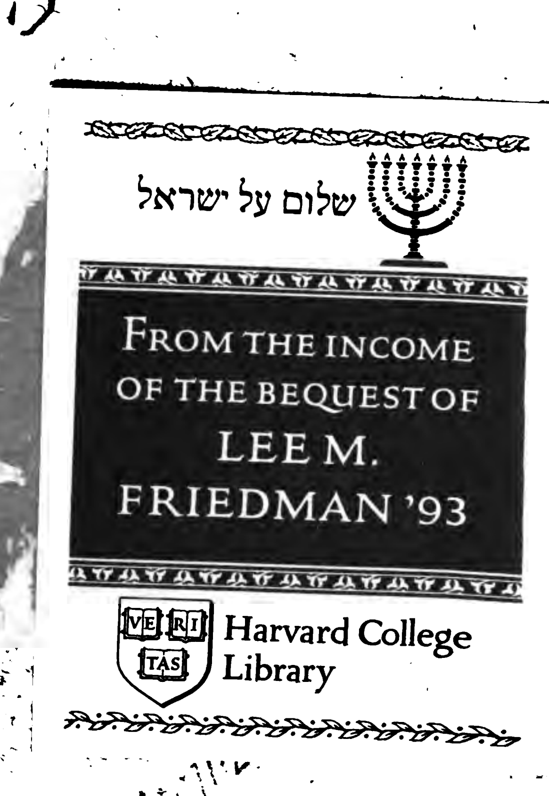






Oholiba.

Erzählungen und Skizzen

von

E. Carmoly.



Rödelheim,

Druck u. Verlag von J. Lehrberger & Comp.

1863.

Israel von Brün.

Ein Lebensgemälde aus dem düsteren Mittelalter.

„Und nun den letzten Kuß!“ sagte der junge Israel zu seiner tiefbetrübten Mutter, als kaum der Morgen graute. „Das Scheiden ist eine traurige Sache, und der liebe Gott möge dem verzeihen, dem es zuerst eingefallen ist, die Seinigen zu verlassen; aber es muß nun einmal sein, liebe, gute Mutter!“ —

„Wenn ich nicht befürchtete, deinen Vater beim Rabbiner auf dich warten zu lassen, so ließe ich dich, mein gutes Kind, noch nicht fort,“ sagte die Mutter schluchzend. „Es hat sich ja noch nicht einmal ein Hahnenschrei hören lassen.“

„Bald wird das Morgenlicht anbrechen, beste Mutter, und dann wird mein ehrwürdiger Lehrer sich in die Synagoge begeben und keine Zeit mehr haben, mir seinen Segen zur Reise zu ertheilen.“

Die Mutter weinte überlaut. Der Jüngling herzte und küßte sie, und stürzte tiefbewegt zur Thüre hinaus. Er eilte durch die stille Judengasse von Budweiß, und war in einem Nu im Hause des frommen Rabbiners, wo sein Vater ihn erwartete.

Der gute Lehrer empfing ihn mit Liebe. „Mein Sohn, mein trefflicher Schüler!“ sagte er, „nun ist die Zeit herangenahet, wo du das väterliche Haus, die bescheidene Lehrstube verlässest, um dich nach Nürnberg zu begeben und dort die Hochschule des großen Jacob Weil zu besuchen. Du warst immer ein frommer Sohn, ein guter Schüler, mache, daß die zarte Saat der Tugend und der Gelehrsamkeit, von deinen Eltern, deinen Lehrern mit Sorge gepflegt, weiter gedeihe, und daß du als tugendhafter und gelehrter Mann in unsere Mitte zurückkehrst.

Bei diesen Worten küßte er den Jüngling und legte ihm seine Hände auf das Haupt.

„Gott der Herr segne und behüte dich!“ sprach er feierlich. „Er lasse leuchten deine Augen in der heiligen Lehre, und gebe dir Frieden und Ruhe, seine heiligen Gesetze ungestört zu erfüllen! — Amen.“ —

„Amen,“ wiederholten Vater und Sohn, küßten die Hände des guten Meisters und begaben sich schleunig auf die Reise.

Der junge Schüler, dessen Lebensfaden wir zu verfolgen unternommen haben, war, als er in Nürnberg eintrat, über eine jener unsichtbaren Grenzen geschritten, welche sich durch die Gesellschaft und durch das Menschenherz selbst hindurchziehen. Er empfing von Jacob Weil Liebe und Achtung; und dennoch

sagte ihm ein unbestechliches Gefühl, daß er sich durch die großen Fortschritte auf dessen Hochschule, eben durch die rabbinische Gelehrsamkeit ein schreckliches Schicksal vorbereitete. Ach! dieses Gefühl war nur all zu wahr. Von innen und außen verläumdet, verfolgt, auf das Grausamste gemartert, sollte er als ein Märtyrer muthig kämpfen, bis endlich Altersschwäche seinen festen Geist niederbeugte! —

Doch wir wollen der Zeit nicht vorgreifen und den Lauf seiner Geschichte nicht übereilen.

Als einer der vorzüglichsten Schüler der Hochschule von Nürnberg, wurde er von Jacob Weil, von Salomon Cohen, von David Sprinz und von dem später erschlagenen David, den größten Gesetzlehrern jener Zeit, als Doctor der Synagoge promovirt. Er kehrte in das Haus seiner Eltern zurück, reich an Tugend und Gelehrsamkeit. Bald verheirathete er sich, und folgte einem Rufe als Rabbiner nach Brün, einem Marktflecken in Nieder-Oesterreich.

Von diesem Orte, wo er sehr lang verweilte, erhielt er den Namen „Israel von Brün", oder wie man zu jener Zeit schrieb: „Israel von Prun." Er war damals, als er 1420 das Rabbinat von Brün antrat, etwa 24 Jahre alt, denn er war am Ende des 14. Jahrhunderts geboren. Eine Anzahl von Schülern schaarte sich bald um ihn, und sowohl durch

sie als durch seine ausgezeichneten Kenntnisse in allen rabbinischen Wissenschaften, erwarb er sich frühe schon einen bedeutenden Namen. Sein Ruf überschritt bald die Grenzen seines nächsten Wirkungskreises, und aus der Ferne wie aus der Nähe erhielt er Anfragen über religionsgesetzliche Gegenstände, wie man aus mehreren seiner Rechtsgutachten ersieht, die von Brün datirt sind.

In einer Lehrstube, umringt von Bücherschränken, welche die Schätze aller Jahrhunderte der jüdischen Wissenschaft enthielten, saß vom frühen Morgen bis in den späten Abend, unser Israel und unterrichtete seine Schüler, die wißbegierig auf seine Worte horchten.

Sein Scharfsinn und sein kritischer Geist entdeckten in jedem Buche, in jedem Werke Schattenseiten, die er durch Randglossen zu beseitigen suchte und die er immer mit seiner Unterschrift versah. Die Liebhaber suchen heute noch die Handschriften aus seiner Bibliothek, und wir waren so glücklich, den Pentateuch-Commentar des Jacob ben Ascher aufzufinden, der mit einer großen Anzahl von gelehrten Noten seiner Hand geschmückt ist.*)

*) Auch das sogenannte „Dikduke Raschi", (zu Riva di Trento 1560 erschienen), wurde nach einem seiner Manuscripte edirt und enthält Noten, die als Mittheilungen von Israel gegeben werden. —

Indem unser Rabbiner auf diese Weise ganz für seinen Beruf gelebt, hört er plötzlich, daß der Synagogenmeister Gadel aus Orenburg sich in seinem Orte niederlassen wollte. Israel reiste alsbald nach Neustadt, zu dem berühmten Isserlein, um gegen das Vorhaben des Rabbi Gadel zu arbeiten. Allein er erhielt den unangenehmen Bescheid, daß kein Geistlicher vor dem Andern einen Vorzug hätte und er keinesweg dem Meister von Orenburg den Aufenthalt in Brün verweigern könnte.

Von diesem Ausspruche durchdrungen, wollte unser Israel die Ankunft des Rabbi Gadel in Brün nicht abwarten, sondern verließ mit Weib und Kind, Hab' und Gut diesen Ort, und begab sich nach Regensburg. Die israelitische Gemeinde dieser Stadt hatte in jener Zeit kein angestelltes geistliches Oberhaupt, sondern ein Rabbi Anschel Levi versah, ohne amtlich damit betraut zu sein, die rabbinischen Funktionen. Er war bereits sehr alt und alle Theologen und Gelehrten von Regensburg nannten sich seine Schüler.

Die Erscheinung des Rabbi Israel veranlaßte nun einen heftigen Streit. Rabbi Anschel, der dort grau geworden war, sah mit scheelen Augen auf den Ankömmling, trachtete darnach, ihn überall zu drücken, zu verfolgen, und sich gegen denselben ernstlich zu erheben. Das Geschrei von diesem betrübenden

Mißverständniß der Amts-Gefährten überschritt die Mauern von Regensburg und gelangte zur Kunde der vorzüglichsten Gemeinden Deutschlands.

Jacob Weil, der alte Lehrer, rieth dem Rabbi Israel mehrere Male, schweigend zu dulden. Da aber der Zwist mit jedem Tage zunahm, ja der Unfug so weit getrieben wurde, daß man auf Israels Platze in der Synagoge, Kreuze mit dem Namen Epikurus und andere Schmähungen mit Kreide zeichnete, richtete Jacob Weil an die Gemeinde ein eindringliches Ermahnungsschreiben. Die Aufschrift dieses Schreibens lautet: „Denen wahrhaftigen Männern, welche dem Recht nachjagen, die da festhalten am Gesetze des Herrn und begierig sind, seine Gebote zu beobachten, die das Recht lieben, und dagegen Unrecht und Lüge verachten, diesen Männern sei Frieden; der heiligen Gemeinde in Regensburg und den dazu gehörigen Orten." Rabbi Weil ersucht sie darin, beide Geistlichen, R. Anschel und R. Israel, auf gleiche Weise zu begünstigen und jede Schmähung eines Rabbiner zu unterdrücken, da es kein Vorrecht unter amtlosen Geistlichen gebe, und die Ansiedelung mehrerer Rabbiner einen guten Wetteifer erzeuge. Er erwähnt bei dieser Gelegenheit, daß in seiner Zeit in Wien, Krems, Nürnberg und Mainz mehrere Gesetzlehrer sich niederließen, ohne daß der Eine den Andern zu verhindern suchen durfte.

Auch die Rabbiner David Sprinz, Moses Mintz, und Israel Isserlein schrieben über diese Angelegenheit nach Regensburg, ohne daß sie das gewünschte Ziel, wie es scheint, erreicht haben. Denn wenngleich der alte Rabbiner selbst dem neuen, der seinerseits jenem, nach dem Rathe Isserleins, sehr schonend begegnete, nachgab, so blieb doch seine Parthei Israel von Brün's ewige Feindin und verursachte ihm vielen Kummer, großen Gram, und endlich das schreckliche Mißgeschick, welches uns ein Bild von jenen düsteren Zeiten gibt, wo Rohheit unter Juden und Christen gleich sehr zu finden war, und die, dem Ewigen sei Dank, nun hinter uns liegen.

Nicht nur von innen bedrohten den unglücklichen Israel Haß und Verfolgung, auch von Außen suchte man mit fanatischer Wuth seinen Untergang. Der Klerus, der mit Eifersucht seine Erhebung, nach dem Tode Anschels-Levi's, zum Rabbiner, oder wie er es hieß: „Judenmeister", sah, schwur ihm Tod und Verderben. Er vereinigte sich mit den inneren Feinden, zog einige zu sich hinüber, welche dann als Christen das blinde Werkzeug seines Hasses wurden. O wie mußte da Israel aus der Quelle, die ihm bei seinem Studium auf der Hochschule zu Nürnberg so süßen Genuß versprach, so viel Bitterkeit trinken; und wie bereuete er insbesondere seine unglückliche

Niederlassung in Regensburg! Aber das Loos war geworfen und seine Feinde waren rastlos. Es blieb ihm nichts anders übrig als muthig ihr giftiges Geschoß zu empfangen.

Unter den getauften Juden zeichneten sich besonders drei aus: Kalman, Wolfram und Beyol. Der Erste, ehemaliger Vorbeter und Schriftgelehrter, und so mit dem öffentlichen und Privat Leben unseres Israel aufs genaueste bekannt, wurde von den Pfaffen bestimmt, mit seinen verleumderischen Pfeilen den Angriff zu beginnen. Er verbreitete gegen den frommen und wackeren Rabbiner Anklagen aller Art, welche diesen in Verhaft brachten, aber nach dreizehn Tagen wurde derselbe gegen Bürgschaft wieder frei gelassen. Bald bewies er die Richtigkeit der Beschuldigungen, was seine öffentliche Anerkennung als wackeren Mann nur noch steigerte. —

Denn „Israel von Brün" war nicht nur unter den Juden der damaligen Zeit, sondern auch unter den Christen als einer der tugendhaftesten und edelsten Menschen bekannt. „Stets einsam lebend", sagt Joseph Karl von Train, den man gewiß nicht als parteiisch beschuldigen kann, „hatte er durch geregeltes Leben, Sittlichkeit und Enthaltung von allem Wucher, ja, durch manche Wohlthat, an Christen geübt, sich unter diesen Achtung und Wohlwollen erworben",

so daß Niemand sich von einem solchen Manne die angeblichen Behandlungen als möglich denken konnte.

Ephraim Kalman ward muthlos. Seine Meister in der Lüge suchten ihn aufzumuntern. „Ihr kennt wenig noch, Herr Kalman, sprach man ermunternd zu ihm, die Macht der Geistlichkeit, wenn Ihr glaubt, daß diese sich beim ersten Mißlingen abschrecken ließe. Euer Feind wird uns nicht entgehen; dessen könnt Ihr versichert sein.“

„Aber“ erwiederte Kalman, „die Juden und ihr Meister haben Kaiserliche Privilegien; was können wir gegen sie unternehmen?“

„Haben sie Privilegien, so haben wir das Volk für uns, in welchem seit Jahrhunderten schreckliche Vorurtheile gegen die Juden wurzeln, deren Zunder nur mit einem Funken darf berührt werden, um Tod und Verderben hervorzurufen.“

„Was für Vorurtheile,“ erwiederte Kalman, „meinen Sie, ehrwürdige Herren Patres?“

„Wir meinen jene Anklagen, die wir selbst als Fabeln erkennen, aber zu unseren Zwecken oft nöthig haben, daß nämlich die Juden Christenblut bedürften, in dieser Absicht Christenkinder tödteten, oder daß sie geweihete Hostien durchstächen und dergleichen mehr. Doch ehe wir zu solchen Beschuldigungen, die schon Tausende und aber Tausende zum Scheiterhaufen

führten, voranschreiten, wollen wir gegen die Tochter des Verhaßten eine gewaltsame Bekehrung zum Christenthume unternehmen, die sie auf ewig ihrem Manne, ihren Kindern und dem von ihr so hochverehrten Vater entreißen wird. Einem solchen Angriff wird der „Judenmeister“, der so sehr an seinem Glauben und an seinem Kinde hängt, nicht widerstehen können. Aeußerlich und innerlich wird er zusammen stürzen.“ —

Und also geschah es. Die „Sabbathfrau“, die im Hause der frommen Mina, der Tochter des Rabbi, jeden Samstag Feuer und Licht bestellte, wurde alsobald aufgesucht. Man verlangte von ihr, bei Versprechung des Himmels, wie bei Androhung der Hölle, den nächsten Sabbath beim Anzünden des Feuers das Kleid ihrer Gebieterin in Flammen zu setzen und beim Löschen mit Wasser die Taufformel, die man ihr lehrte, auszusprechen. Die arme Frau machte es den nächsten Samstag wie man ihr befohlen hatte. Der Klerus erklärte diese Handlung als eine gültige Taufe, bemächtigte sich der unglücklichen Mina und sperrte sie in ein Kloster. —

Mina war eine ausgezeichnete Frau. Sie verband mit großer Schönheit und Anmuth, Herz und Geist. Ihren Vater verehrte sie wie einen Heiligen, die Liebe zu ihrem Gatten war auch unbegrenzt, und

ihre guten Kinder umfaßte sie mit jener Zärtlichkeit, wie sie den Müttern in der Judengasse eigen war. — Und von einem solchen Vater, einem solchen Gatten und solchen Kindern auf ewig getrennt zu sein! Einen Glauben, der ihr und den Ihrigen so großen Trost, so heilige Hoffnung gewährte, in seinen beglückenden Gesetzen nicht mehr ausüben zu können! Man stelle sich diese Lage vor, und man wird sich die Verzweiflung der Tochter, der Gattin und der Mutter denken können. —

Aber nicht nur sie, sondern auch der Vater, der Gatte und ihre Brüder wurden in steigende Verzweiflung versetzt; sie sahen Mina nicht wieder. Vergebens reiste Israel von Brün nach Prag, um dort, als geborner Böhme, die Hülfe des Königs anzuflehen. Umsonst begab sich der verzweifelte Vater an den Kaiserlichen Hof, um Schutz für das Oberhaupt der priviligirten Gemeinde in Regensburg zu erbitten! Die Macht der Geistlichkeit, welche jetzt nach ähnlicher Gewalt hinstrebt, war damals in der That so groß, daß weder Kaiser noch König Etwas gegen sie unternehmen konnte. Der trostlose Vater kehrte nach Hause zurück, um seine unversiegten Thränen zu mischen mit denen des auf solche Weise verwittweten Schwiegersohn's und der also mutterlos gewordenen Kinder! —

Die Trauer der Familie „Israel“ war so groß, daß selbst Kalman davon gerührt wurde. Er vergaß seinen Haß und sehnte sich selbst zurück zu Weib und Kindern, die er, beim Uebertritte verlassen hatte. Bald bewirkten diese, daß er in Wirklichkeit zum Glauben seiner Väter wieder zurückkehrte. Aber der Klerus ließ und läßt eine solche Beute nicht so leicht aus seinen Fängen; er lauerte auf den Renegaten wie ein Raubthier auf sein Schlachtopfer. Als Ephraim Kalman eines Tages aus der Synagoge kam, ergriff man ihn, schleppte ihn ins Gefängniß. Hier ließ man ihn Jahre lang, in der Hoffnung, daß er wieder zur christlichen Religion zurückkommen werde, schmachten, bis er endlich 1470 ertränkt wurde. —

Unterdessen hatte sich „Israel von Brün“, wenn auch nicht getröstet, doch einigermaßen beruhigt. Sein Gottvertrauen stärkte ihn; das Studium der heiligen Schriften machte ihn oft auf Momente sein Unglück vergessen. Diese Standhaftigkeit erbitterte aber seine Feinde aufs Neue; sie beschlossen den frommen jüdischen Gesetzeslehrer als Religionsschänder des christlichen Glaubens zu verfolgen. Wolfram, der zweite Apostat, klagte ihn öffentlich an, daß er ihm eine Hostie abgekauft habe, die er auf eine gräuliche Weise durchstochen hätte und, o Wunder, sie vergoß Blut!! Der Klerus nahm keinen Anstand, dieses Mährchen

auszubeuten, und durch die Vorzeigung einer Hostie, die er selbst in Blut getaucht hatte, das leichtgläubige und schnell entzündliche Volk aufzureizen.

Die Erbitterung gegen die Juden stieg bis zum höchsten Grade. Der Pöbel stürzte in das Judenquartier, und unter wilden Drohungen und rohem Mordgeschrei versuchte man dasselbe in Brand zu stecken. Nur mit vieler Mühe gelang es dem hohen Rathe, dieses grausame Unternehmen zu verhindern. Die Thore des „Ghetto“ wurden verschlossen und mit starker Wache versehen. Der Rabbiner aber wurde verhaftet, zur Folter geschleppt und schrecklich gepeinigt. Allein der wackere Gottesgelehrte war standhaft, ließ sich durch keine Marter eine Unwahrheit abzwingen. Bald erhielt der Rath vom König Georg Podiebrad Befehl, den „Judenmeister“ augenblicklich in Freiheit zu setzen, weil er, als des Königs von Böhmen „Kammerknecht“, nur von seinem rechtmäßigen Herrn gerichtet werden könne.

Der Rath, von der Unschuld des ehrwürdigen Mannes überzeugt, und der Reclamation des Königs von Böhmen nachkommend, setzte „Israel von Brün“ auf freien Fuß. Um das Volk aber zu beruhigen, welches auf einen Urtheilsspruch drang, beschloß der Rath, die Untersuchung gegen Wolfram selbst, den getauften Juden, als Verläumder einzuleiten. Der

Klerus, der in dieser Sache allzusehr compromittirt war, bot Alles auf, den Apostaten zu retten. Er sorgte dafür, daß derselbe heimlich nach Italien entkam, und empfahl ihn dort als einen Märtyrer des Glaubens. Wolfram versäumte nicht, von Italien aus neue Verläumdungen gegen seine früheren Glaubensgenossen zu verbreiten und brachte dadurch noch viel Unheil über die israelitische Gemeinde in Regensburg.

Kaum nun war auch dieses Ungewitter über das Haupt des tugendhaften Rabbi's hinweg gezogen, als ein neuer Sturm ihn ganz und gar zu vernichten drohte. Hans Veyol, der dritte der obengenannten Apostaten, trat 1474 vor den versammelten Magistrat und klagte den „Israel von Brün" jenes himmelschreienden Verbrechens an, dessen die Geistlichen von vornherein als des letzten, sicher treffenden Pfeiles erwähnt hatten, nämlich des Kindermords. — Er selbst bekannte sich, wie J. K. von Train, dessen eigenen Worten wir folgen, bemerkt, zu der Schandthat, zu diesem Behufe einen siebenjährigen Christenknaben geraubt und dem Rabbiner für dreißig Gulden verkauft zu haben! —

Wie ein schnell anwachsendes Wetter durcheilte Veyols schreckliche Anklage die Stadt; sie flog von Mund zu Munde, und mit jedem Augenblicke steigerte sich die Erbitterung des Volkes gegen die jüdische

Gemeinde. Der Rath, diese Stimmung kennend, beeilte sich, den Rabbiner in Haft zu bringen und dadurch der Wuth des Pöbels zu entreißen, ehe sich dieser zusammenrotten und selbst an dem vermeintlichen Uebelthäter rächen konnte. Eine zahlreiche Schaar wohlbewaffneter Stadtknechte, zwölf Gewappnete zu Roß, an ihrer Spitze ein Rathsmann, brachten Israel von Brün in Haft. Der Rath ließ sofort die Thore des Judenquartiers schließen, von Innen verrammeln, von Außen mit Wache besetzen, zum Schutze gegen den mit Steinen und Knitteln heranstürmenden Pöbel, der mit Ungestüm unter wildem Gebrüll verlangte, man solle ihm den Verbrecher zur wohlverdienten Strafe überliefern.

Der Schrecken über die plötzliche Verhaftung sowie über die kaum zu bezähmende Mordwuth des, die Wache verfolgenden Pöbels, das Grauenvolle des unterirdischen Kerkers, das Entsetzen bei dem Gedanken an die sicher ihm wiederholt zu Theil werdende Folter, die Entbehrung des Schlafes, welchen Schmerz und unbeschreibliche Angst verscheuchten, — dies Alles zusammengenommen, hatte den gebrechlichen und bereits so viel erduldet habenden Greis so angegriffen, daß er, fast bis zum Blödsinn geschwächt, beinahe keiner Vertheidigung mächtig war, ja, sogar in seiner Geistesermattung — er, der edle, fromme und

menschenliebende Lehrer — sich nahebei selbst zu der Schreckensthat bekannte, deren ihn erbitterte Feinde anklagten. — Aber seine Unschuld kam dennoch an den Tag.

Immer tiefer sanken die Schatten des Abends. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne, die nur spärlich in den unterirdischen Kerker drangen, verscheuchten kaum die dunkle Nacht, als die Thüre sich leise öffnete, und eine Gestalt schleichenden Schrittes auf den niedergebeugten Greis zukam. Es war der Kapellan, der ihn in süß freundlichen Worten grüßte und sprach:

„Du wirst, o Judenmeister, einen grausamen Tod sterben, gerechte Strafe für deine Frevelthat. Schon streckt die Folter ihre qualvollen Arme nach dir aus, und der Scheiterhaufen, der dich verzehren wird, ist bereits aufgerichtet! Niemand kann dich von dieser Pein, dieser Qual, dieser Schande retten, als die christliche Kirche, denn außer ihr ist kein Heil. Beherzige dies, o hochwürdiger Meister! während es noch Zeit ist; viele Freuden erwarten dich noch hienieden, und ewige Wonne Jenseits."

Der Greis, auf seinem Schmerzenslager stöhnend, war so ermattet und so schwach, daß er den Worten des Kapellan's kaum Gehör geben konnte. Dieser fuhr in seinen salbungsvollen Phrasen fort:

„Die christliche Religion ist die allein seligmachende, o Judenmeister! Bekenne dich zu dieser Religion und sie wird auch dich trösten und selig machen. Siehe! Deine Feinde triumphiren und du liegst zertreten im Staube; ein Meer von Elend umgibt dich, es bleibt dir keine andere Rettung übrig als die Schwelle der Kirche; betrete sie! betrete sie!“

Der edle Greis erhob sich bei diesem Ausrufe heftig in die Höhe; seine volle Geisteskraft kehrte noch einmal zurück. Nachdem sein glanzloser Blick auf das Antlitz des Kapellan's gefallen, antwortete er mit zitternder Stimme:

„Herr Kapellan, ich habe mein ganzes Leben hindurch die christliche Religion als die Tochter der jüdischen geachtet, obgleich sie ihrer Mutter tausend Wunden geschlagen hat. Ihr verfolgt uns mit Feuer und Schwert, ihr, die ihr doch eben das glaubet, was wir glauben, blos weil wir nicht *Alles* glauben, was ihr glaubet. Ihr verachtet, ihr hasset uns, und durch einen ganz besondern Widerspruch wollet ihr uns, unter den größten Qualen, zur *Glückseligkeit* zwingen! Ihr raubt uns unsere Kinder, die jede Religion, wie das Naturgesetz und das Gesetz aller Völker den Eltern anzugehören befehlen, und wollet uns dadurch glauben machen, das sei die *Liebe*, welche die Welt beglückt!“

„Herr Kapellan," fuhr der edle Märtyrer fort, „Sie sprachen auch von meinem nächsten Schicksale, von der Folter, die ihre qualvollen Arme nach mir ausstreckt. Gott, der Allmächtige, wird mir Kraft geben, sie auch jetzt wie vormals zu ertragen. Sie sprachen ferner von meinen Feinden, die triumphiren, von dem Scheiterhaufen, der mich verzehren wird. O! Das wird Gott, der Allgerechte, nicht zugeben. Meine Feinde werden, wie Ephraim Kalman, untergehen und ich, ich werde gesetzt werden in Freiheit!"

Der begeisterte Rabbiner hatte kaum diese letzten Worte ausgesprochen, als die Thüre des Kerkers sich hastig öffnete und seine zwei Söhne, Menasse und Moses, herein stürzten mit der frohen Botschaft: „Vater, von König und von Kaiser ist deine Freilassung befohlen!"

Der Greis erhob bei dieser beseligenden Nachricht seine Augen gen Himmel und dankte dem Ewigen, ihn abermals gerettet zu haben: O f t, frohlockte er mit dem Psalmisten, o f t h a t m a n m i c h g e d r ä n g t v o n m e i n e r J u g e n d a u f, j e d o c h n i c h t ü b e r w ä l t i g t!

Er wollte im Gebete fortfahren, doch ermattet sank er auf sein Lager zurück. Der Kapellan, ergrimmt wie ein Tiger, dem man seinen Raub entreißt, konnte nicht eilig genug fort kommen, um das

Volk gegen die königlichen und kaiserlichen Befehle aufzuwiegeln.

Der Rath, beim Empfange der königlichen und kaiserlichen Schreiben, versammelte sich, um darüber zu berathschlagen. Der Brief vom König Wladislaus, datirt den 18. März 1474, und ein anderer vom Pfingstabende, III. Regierungs-Jahr, nebst Samuels von der Purgkh und Waletschav, Kämmerer's des Königreichs Böhmen, Fürschreiben, datirt, Prag Samstag vor Pfingsten 1474, enthielten den Befehl, abzulassen von allem Verfahren gegen Israel von Brün, des Königs von Böhmen Kammerknecht. Die Rescripte vom Kaiser Friederich, aus Nürnberg, datirt Samstag vor und Mittwoch nach Oculi 1474, enthielten die strengen Befehle, den Rabbiner, als des Kaisers unmittelbar unterthänigen Knecht „ohne Entgeltniß dessen Leibs und Guts“ augenblicklich in Freiheit zu setzen. —

Die Berathschlagung war stürmisch und lange. Der Rath durfte in seiner gegenwärtigen Stellung gegen Geistlichkeit und Bürgerschaft es nicht wagen, den königlichen und kaiserlichen Aufforderungen ungesäumt sich zu fügen, ohne vorher den Verdacht, als gehorche er nur höheren Weisungen, um unter deren Ägide seine Begünstigung die Juden werkthätig zu machen, von sich abgelehnt zu haben. Er beschloß

daher Gegenvorstellungen zu machen, so zart als möglich den Einfluß zu berühren, welchen der allgemeine und heftige Haß gegen die Juden von Seiten der Klerisei und Gemeinde auf die obrigkeitliche Justizverwaltung habe, und zu erklären, sowohl der Gerechtigkeit als dem öffentlichen Wesen die gesetzmäßige Bestrafung des Judenmeisters schuldig zu sein.

Kaiser Friedrich aber forderte unbedingt Aufschub der Hinrichtung, bis er, von seiner Reise zum Reichstage nach Augsburg, in Regensburg eintreffe, wo er sich Vortrag halten lassen werde.

Da es sich aber im Laufe der Untersuchung herausgestellt hatte, daß kein siebenjähriges Christenkind in Regensburg, auch nicht in naher und ferner Umgebung, vermißt werde, wohl aber, daß Beyol, seit Jahren des Israel von Brün erklärter Todfeind, schon öfters im Trunke, wie auch nüchtern, dem Greise Tod und Verderben geschworen habe, und da nun einmal — der Beklagte oder der Kläger — als ein Sühnopfer der Gerechtsame der Stadt fallen müßte (denn es war sehr zu befürchten, daß, geschehe dieß nicht, dem Regensburger Rathe die Gerichtsbarkeit über die Juden für immer abgenommen und als ein der kaiserlichen Hoheit vorbehaltenes Recht in Anspruch genommen würde): so beschloß der Rath, von Beyols verläumderischer Anklage immer mehr

überzeugt, diesen vorerst nur die Angst des über ihn verhängten Todes fühlen zu lassen und ihn dadurch zur Angabe der Wahrheit zu vermögen. Beyol wurde demgemäß verhaftet, in den tiefsten Kerker des Rathhauses geworfen und unter grauenvollen Vorbereitungen zum Tode verurtheilt.

Im Sünderhemde, die Hände mit Stricken auf den Rücken gebunden, wankte Beyol, vom Henkersknechte unterstützt und von Stadtknechten umringt, die vom Kopfe bis zum Fuße in schwarze Mäntel gehüllt waren, in der Mitternachtsstunde der steinernen Donaubrücke zu. Auf ihrem Mittelpunkte stand der Scharfrichter, grauenvoll beleuchtet vom dunkel glühenden Lichte einiger Kienfackeln, des Missethäters mit dem Wollsack harrend, worin er ertränkt werden sollte. Auf des, die Execution befehligenden Blutrichters freundliche Ermahnung, keine so unauslöschbare Sünde mit hinüber zu nehmen in das Reich der ewigen Vergeltung, sondern reuevoll zu bekennen, den unschuldigen Judenmeister fälschlich angeklagt zu haben, warf sich Beyol auf die Knie und bekannte, von Todesangst ergriffen, gegen den Rabbiner Lüge und Verläumdung ausgesagt zu haben! —

Beyol wurde hierauf in seinen Kerker zurückgeführt, und noch in derselben Stunde sandte der Rath ein Schreiben an das kaiserliche Hoflager mit der Anzeige

von des Klägers Widerruf und mit der Bitte um allergnädigsten Spruch, indem zu befürchten sei, der Judenmeister, ein alter, „verwesener“ Mann, der nicht einmal mehr Speise zu sich nehmen könne, möchte noch im Gefängniß sterben, der Täufling aber, ein höchst verwegener Mensch, möchte einen Selbstmord begehen. —

Der kaiserliche Spruch, datirt von Samstag nach Valerians Tag, 1474, erfolgte durch den Abgeordneten des Rathes. Israel von Brün, der unschuldige Meister, sollte sogleich in Freiheit gesetzt werden, Hans Veyol aber, der nichtswürdige Verläumder, sollte seine Frevelthat auf dem Scheiterhaufen büßen. Er wurde alsbald auf der Richtstätte lebendig verbrannt.

Der tief erschütterte und sehr niedergebeugte Greis überlebte aber nur kurze Zeit diese öffentliche Genugthuung. Er starb, Greis an Jahren und satt an Mühseligkeiten. Man beerdigte ihn feierlich und setzte ihm einen schönen Grabstein.

Aber auch nach seinem Tode verfolgte ihn die Bosheit der Menschen. Wolfram, der obengenannte Täufling, hatte sich in Italien sträflich vergangen. Um seiner Strafe zu entgehen, gab er vor, daß Israel von Brün, den er noch am Leben glaubte, mit mehreren seiner Gemeindemitglieder ein Christenkind ermordet hätte. Der Bischof brachte diese Anklage

1475 von Trient mit nach Regensburg und hetzte das Volk gegen die Juden auf. Glücklicher Weise war der fromme und tugendhafte Rabbiner im Reich der Wahrheit, wo weder Lüge noch Verläumdung Geltung haben. Seine Mitangeklagten hingegen mußten Jahre lang unter Qual und Folter im Kerker schmachten.

Die Verläumdung und Unduldsamkeit der Pfaffen von Regensburg hatte keine Grenzen und der Rath keine Macht mehr, die Israeliten zu schützen. Jeder Tag brachte über sie neues Elend; nichts war den Mönchen heilig. Synagoge und Begräbnißplatz wurden von ihnen entweihet und auch der schöne Grabstein Israels von Brün zerstört! — Aber der edle Meister hatte sich ein anderes Monument gesetzt, das die Zeit verschonte und das noch heute ehrenvoll bekannt ist. Ich meine seine Rechtsgutachten-Sammlung, über die wir ein anderes Mal berichten werden.

Eisik Poppelmann.

Ein humoristisches Genrebild (als Einleitung zur Novelle „Dihon").

Es mag wohl bereits fünf und zwanzig Jahre sein, daß ich mit einem Freunde, der mit mir von gleichem Alter war, einen Spazierritt in der Gegend von St. Denis unternahm. Unsere Pferde trabten leicht dahin und wir rauchten behaglich unsere Cigarren, als plötzlich sich ein schweres Gewitter am Horizonte zusammen zog. Die drohende Wolke rückte immer näher und alsbald begann es mit aller Macht zu stürmen und zu toben. Der Regen fiel in Strömen; gewaltige Schloßen schlugen wider unser Gesicht. Der Himmel verfinsterte sich, zuckende Blitze theilten von Zeit zu Zeit das rabenschwarze Gewölk, und das Dröhnen des Donners mischte sich mit dem rauschenden Falle der Regentropfen.

Unser Spaziergang war unterbrochen, und wir suchten Zuflucht in dem nächst gelegenen Landhaus, wo wir uns freundlich aufgenommen sahen. In dem Herrn dieses Hauses lernte ich eine höchst eigenthümliche

Persönlichkeit kennen, deren Andenken sich meinem Gedächtniß tief eingeprägt hat. Das Aeußere verrieth auf den ersten Blick den Deutschen, sein Name den Glaubensgenossen. Er hieß „Eisik Poppelmann", und war aus Frankfurt am Main gebürtig. Gleich vielen seiner Landsleute, kam er noch jung nach Paris, heirathete dort die Tochter eines ehrlichen Krämers und richtete dann selbst eine Spezereihandlung ein.

Melanie Bonbon war ein Engel an Schönheit und Güte, sie machte das Glück ihres Gatten aus. Häuslich gesinnt und unermüdet, versah sie den Kleinverkauf im Laden. In Eisik's Augen war Melanie das Muster der Frauen, nach Melaniens Urtheil war Poppelmann der würdigste der Männer. Nach einigen Jahren des Fleißes und der Sparsamkeit, hatten sich die beiden Eheleute ein ziemlich ansehnliches Vermögen erworben und da die Vorsehung ihnen den Segen der Kinder versagt hatte, so dachten sie daran, noch vor den Tagen ihres hohen Alters mit Syrup, Farinzucker und Pflaumenmuß aufzuräumen, den „Laden" zu schließen, um eine sorgenlose Existenz zu eröffnen und den Rest ihrer Tage auf eine angenehme und ruhige Weise zu verleben. Sie zogen daher ihre Kapitalien aus dem Handel heraus und legten sie in öffentlichen Fonds an, und das glückliche Pärlein zog sich auf dieses Landhaus unweit von Paris zurück.

„Eisik Poppelmann“ war gutmüthig, gefällig und fromm; doch war er vielleicht Gott weniger ergeben als dem hohen Senate von Frankfurt, und diesem weniger als dem ersten Bürgermeister seiner Vaterstadt, und dem ersten Bürgermeister hinwiederum weniger als dem zweiten Bürgermeister dieser Stadt. Allen diesen aber war er noch lange nicht so innig zugethan, als den jüdisch-deutschen Büchern. Unser Biblioman — denn als solchen werden wir ihn sogleich kennen lernen — redete die plattdeutsche Mundart, diese Mutter des jüdisch-deutschen Idioms. Letztere Sprache war die einzige, die Poppelmann liebte, alle anderen verachtete er gründlich. Mit der größten Sorgfalt hatte er daher alle jüdisch-deutschen Schriften, deren er nur habhaft werden konnte, gesammelt und derart eine zahlreiche Bibliothek gegründet, die er uns bereitwillig zeigte.

Wir sahen da mehrere hundert Bände, die in sieben alten Bücherschränken, mit den Ueberschriften: Theologie, Moral, Geschichte, Geographie, Wissenschaft Philologie und Belletristik aufgestellt waren. Diese, durch ihr hohes Alter ehrwürdigen Schränke schienen der Tummelplatz der sonderbarsten Fehden gewesen zu sein, deren Spuren nicht zu verläugnen waren. Denn da befand sich nicht ein Buch, das dem andern seinen Platz gönnte oder von dem nächststehenden nicht ver-

drängt worden wäre. Der eitle Octavband lag in der Quere, der stolze Quartant stand aufrecht, trotzig, und wollte durchaus nicht liegen, der prunkende Foliant, der weder mit dem einen liegen noch mit den andern stehen konnte, warf sich über Beide hin, und begrub in seinem Falle das bescheidene Duodez! —

Freund Eisik aber, in seiner feierlichen langsam pedantischen Art, machte viel Rühmens von der jüdisch-deutschen Literatur. „Sie enthält alles was nur irgend eine Literatur enthalten kann", sagte er mit Nachdruck, „Theologie, Dramaturgie, Philologie und Liturgie; Logik, Physik, Mathematik, Polemik und Apologetik; Geheimlehre, Rechtslehre und Sittenlehre; Polygraphie, Biographie, Alchymie, Bibliographie und Oekonomie; Geschichte und Gedichte; Fabeln und Parabeln; Oden und Epoden; Moralisten und Chronologisten."

Eisik Poppelmann machte nach dieser echauffirenden Auseinandersetzung eine angemessene Pause und gab sich einer ruhigen Betrachtung hin. Ich verbeugte mich und fragte:

„Ist es erlaubt, verehrter Herr Poppelmann, Ihre merkwürdige Bibliothek näher zu besichtigen?"

„O, mein Freund!" erwiederte der entzückte Besitzer freudig, „ich schätze mich überaus glücklich, daß Sie auf den erhabenen Gedanken kommen, meine schönen Bücher in Augenschein zu nehmen. Mit Stolz,

mit Vergnügen, mit Wonne werde ich sie ihnen zeigen, und ich bin überzeugt, daß Ihre Erwartung nicht getäuscht werden wird."

„Hier, in diesem ersten Schranke, sehen Sie, mein Lieber, nicht nur die ganze Bibel in doppelter Uebersetzung, sondern auch den Pentateuch und andere Theile der heiligen Schrift vielfach bearbeitet, ja mehrere derselben in Reimen, als das Buch der Richter:

„Ich laß mich schelten ein Dichter,
Will auch verstehen ein Luck:
Zu verdeutschen Buch der Richter,
Darnach geb ich's in Druck."

„Ebenso das beliebte Buch Samuel und das nicht minder geschätzte Buch Daniel:

„Das Buch heißt Daniel, der war fromm und wohlgethan,
Wie das deutsch Samuel hat es Weisheit kund gethan.
Also mag man es singen der singen kan,
Gott laß es uns gelingen. Nun hebt das Buch sich an.

„Gut gesprochen, Herr Poppelmann!" rief ich ihm beifällig zu, und der Bücherfreund fuhr wie ein gewandter Ausrufer von Sehenswürdigkeiten also fort:

„Aus diesem zweiten Schranke habe ich die Freude, Ihnen den großen und kleinen Brandspiegel, den Rosengarten, den Leuchtspiegel, das Kuhbuch vorzulegen."

Während dessen waren wir vor dem dritten Schrank angekommen. „Dieser Schrank, mein Guter," sagte

unser gefälliger Führer, „enthält unter anderen Merkwürdigkeiten: „die Geschichte Abrahams, die Chronik von Moses, das Leben David's, von einer Frau aus Regensburg versifizirt, die Geschichten von Salomon, die Wundergeschichten von Worms, die Blutbeschuldigung von Ragusa, Viterbo, die Märtyrergeschichten von Abraham ben Jehuda, Benjamin Wolf, Jehuda ben Aaron, Mathias, Arzt in Krakau, Nachman ben Nathan, Pinchus Katzenellenbogen, Pinchus Selig, Salomon Salman und Samuel Sanwil."

Lebhafte Thränen unterbrachen den redlichen Mann bei der Aufzählung der Märtyrer. Schweigend stellte er die traurigen Geschichten wieder in den Schrank; dann trocknete er seine Thränen mit einem rothgestreiften Taschentuche ab und sagte mit leiser Stimme:

„Gehen wir jetzt zum vierten Schrank, hier mache ich Sie, mein Bester! auf die vielen darin befindlichen Reisebeschreibungen aufmerksam. Neben dieser befinden sich erstens, der Curiose Antiquarius, das ist allerhand auserlesene geographische und historische Merkwürdigkeiten; zweitens die Beschreibung von allen in der Welt berühmt gewordenen Bergen, nebst einer Beschreibung der Inseln, welche in dem Mittelländischen Meere liegen. Betrachten Sie diese Werke und sprechen Sie, ob sie nicht merkwürdig sind?"

„Ich theile ganz Ihre Ansicht, verehrter Herr Poppelmann, doch mögen Sie mir verzeihen, wenn ich ohne Umschweife Sie über die wissenschaftlichen Schriften, namentlich über die medizinischen Werke befrage.“

„Lieber Freund,“ fiel mir Poppelmann ins Wort, „ich bin stolz darauf, Ihnen jetzt aus dem fünften Schrank die gewünschten Schriften zeigen zu können. Hier zwei medizinische Werke, von Dr. Moses Wolf, praktischem Arzte zu Kalisch in Polen; das Doctorbuch, genehmigt von Moses ben Abraham, praktischem Arzt in Hannover; das Werk von Dr. Beller aus Prag, mit seinem Bild in Holzschnitt.“

„Gelegentlich des Holzschnittes,“ fuhr Poppelmann freudig fort, „sehen Sie einmal, mein Guter, hier das prachtvolle Fabelbuch mit Holzschnitten in 8°, von Moses Wallach aus Worms, die Schildbürger, seltsame und kurzweilige Geschichte, mit vielen närrischen Verzierungen, und andere mehr, die von jedem Kenner bewundert werden müssen.“

„Sie haben recht, mein lieber Herr Poppelmann,“ sagte ich mit heiterem Lächeln, „wo ist aber die Dramaturgie, von der sie sprachen?“

„Hier, mein Bester,“ entgegnete Eisik Poppelmann, „haben sie das Ahasverusspiel, die Verkaufung Josephs, Action von König David und Goliat, Acta Esther und Ahasverus.“

„Schön, schön, mein guter Herr Poppelmann, Sie sind ein Mann, der seine Reichthümer zu würdigen weiß. Ich erlaube mir daher eine Frage nach den Räthseln, ob solche in ihrer prachtvollen Sammlung auch vertreten sind?"

„Ganz gewiß", entgegnete Poppelmann, „sehen Sie hier dieses Plaquette, es führt den Titel: Ein schön neu kurios Spiellied, bei Moses Sekil Meinek in Offenbach. Am Ende dessen befindet sich folgendes Räthsel auf die Feder:

„Mein lieber Mensch wohlgemuth,
Ich komm her von Fleisch und Blut,
Ich habe an mir weder Fleisch oder Bein,
Mein Ansehen ist gering und klein,
Jedoch bin ich an allen Ort,
Mein Mutter wird erst ermordt,
Man reißt mich aus meiner Wohnung raus,
Man zieht mich bloß und nacket aus,
Man schneidt mir meinen Kopf herab,
Mein Haut und Haar thut man mir vom Leib abschab',
Hernach wird mir ein Trunk gebracht,
Von Wein, oder Essig, oder Bier, oder Wasser gemacht,
Darnach laß ich es heruntergehen,
Und gab es hoch und nieder Stands wohl zu verstehn.
Auch hab ich manchen zu einem hohen Herrn gemacht,
Auch manchen um Leib und Leben gebracht,
Mein lieber Mensch verständig, halte mich nicht gering,
Und rath du recht wer ich bin,
Kannst du wohl mich erweisen,
Will ich dich vor ein Meister preisen."

Eisik Poppelmann unterbrach sich hier und gab sich wieder einmal einer ruhigen Betrachtung hin. Mein Freund nahm das Wort und sagte:

„Für mich haben nur Schwänke und Märchenbücher Reiz: besitzen Sie solche Werke in Ihrer Sammlung, Herr Poppelmann?“

„Ob ich solche besitze? das will ich glauben!“ rief triumphirend der Biblioman. „Hier die sieben weisen Meister von Rom, König Artus Hof, Eulenspiegel, dort Fortunatus, Schildeburger und Bababuch; hier die Geschichte von Floris und Blanchefleur, die Getreue Pariserin, Historie vom Ritter Siegmund, und da die schönen artlichen Geschichten, die spanischen Heyden, und Tausend und Eine Nacht.“

Eisik Poppelmann schwieg und gab sich auch jetzt einer ruhigen Betrachtung hin. Mein Freund verbeugte sich und sprach mit einem pfiffigen Lächeln:

„Sie sind ein höchst begabter Mensch, Herr Poppelmann, belesen wie ein Conversations-Lexikon; aus einem solchen Brunnen der Gelehrsamkeit wünschte ich schon lange zu schöpfen.“

„So lassen Sie Ihren Eimer herab, ich will ihn füllen,“ antwortete bescheiden der Biblioman.

„Vor einigen Tagen, nahm mein Begleiter das Wort, las ich ein französisches Werkchen, betitelt: Mitra, ou la Démone mariée, eine hebräische Novelle,

übersetzt von Fräulein Patin. Kennen Sie, Herr Poppelmann diese interressante Novelle?"

„Das müssen Sie, lieber Freund, meine Frau fragen, sie beschäftigt sich mit französischen Dingen, und wenn ihre Novelle wirklich interressant ist, so besitzt sie dieselbe ohne Zweifel in ihrer Bibliothek."

Eisik Poppelmann machte hier wieder eine Pause und begab sich abermals einer ruhigen Betrachtung hin. Melanie ward herbeigerufen, und nachdem sie die Worte ihres Gatten vernommen, antwortete sie, daß sie wohl La Démone mariée von Mademoiselle Patin besitze aber nicht Mitra.

„Möchten Sie wohl, Frau Poppelmann, mir gefälligst Ihr Buch zeigen?" fragte mein Freund ehrerbietig.

Melanie hatte kaum diesen Wunsch vernommen, so hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als das Büchlein aus ihrem Cabinet zu holen und es meinem Freunde zu geben.

„Das ist ja gar zu niedlich und klein!" sagte mein Freund, für die Freundlichkeit dankend.

„Nun, so ist es gerade recht," versetzte naiv Frau Poppelmann, „mein Mann sagt immer, er habe die kleinen Sachen lieber als die großen."

Mein Freund betrachtete das Werkchen und fand, daß wirklich auf dem Titelblatte blos die „Verheira-

thete Dämonin" stand. Jedoch war dieses Blatt nicht gedruckt sondern gestochen und, wie es schien, erst später vom Buchhändler Reaulme in Haag dem Buche beigefügt, im Buche selbst waren die einzelnen Seiten überschrieben: Mitra, ou la Démone mariée.

Das Werkchen beginnt mit einer kleinen Vorrede, aus welcher sich ergibt, daß diese Novelle, ursprünglich arabisch geschrieben, von Abraham Maimonides ins Hebräische übersetzt worden. Wagenseil, der diese Version handschriftlich in Ceuta fand, gab sie mit einer lateinischen Version 1687 in Altorf heraus. Von dieser Edition hatte kaum die gelehrte C. Ch. Patin Kenntniß genommen, als sie die Erzählung ins Französische übertrug und sie der Königin von Polen widmete. Die Zueignungsschrift ist datirt: Padua, 1. Januar 1688, und unterzeichnet: Catharina Charlotte Patin, Pariserin und Akademikerin.

Catharine Charlotte war die älteste Tochter des berühmten Karl Patin. Gleich ihrer jüngeren Schwester, Gabrielle Charlotte, glänzte auch sie durch Gelehrsamkeit und war Mitglied der Akademie der Riccorati. Im Jahr 1683 hielt sie eine lateinische Rede über die Befreiung Wiens von der türkischen Belagerung, die später im Drucke erschien. Auch schrieb sie noch ein zweites, viel belobtes Werk in lateinischer Sprache. Fräulein Patin war der Meinung, der hebräische Text

ihrer Novelle sei zum ersten Mal durch Wagenseil gedruckt worden, allein er war bereits in Constantinopel und Venedig erschienen und zwar unter dem Namen: Maase schel Jiruschalmi, d. i. Geschichte eines Jerusalemiters.

„Wie, mein Lieber, Ihre französische Novelle ist die Geschichte eines Jerusalemiters?“ fiel Eisik Poppelmann mir hastig ins Wort, „warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Diese Geschichte besitze ich hier!“

Mit diesem Ausrufe zog er aus einem der Bücherschränke ein Tractätchen heraus, das er mir mit freudiger Miene übergab. Ich sprach ihm mein Bedauern aus, wegen unserer Rückkehr nach Paris, diese jüdisch-deutsche Uebersetzung nicht mehr in Augenschein nehmen zu können. Allein der gefällige Wirth gab mir das Büchlein mit nach Hause, mit der Bedingung es ihm nach acht Tagen zurückzustellen.

Beim Durchlesen des Werkchens kam ich auf den Gedanken, diese seltene Novelle ins Deutsche zu übertragen, um damit Herrn Poppelman für die Gastfreundschaft, die er mir und meinem Freunde erwiesen, zu überraschen.

Nach zwei Tagen war meine Arbeit fertig. Ich benutzte dazu nicht nur alle oben genannten Ausgaben, sondern auch eine amsterdamer Edition und eine sehr

correcte Handschrift. Ich glaubte Herrn Poppelmann mit meiner Uebersetzung eine Freude zu bereiten und beeilte mich sie ihm selbst zu überbringen. Allein ich hatte mich getäuscht. Der gewesene Frankfurter Spezereikrämer nahm es mir sehr übel, daß ich mich, als geborner Franzose, an eine deutsche Uebersetzung gewagt hätte.

„Hier" sagte er, mir die jüdisch-deutsche Version zeigend, die ich ihm zurückgebracht hatte, „hier ist Deutsch, Deutsch auf deutschem Boden gewachsen, Ihr Deutsch ist französisch Deutsch, in Paris entstanden. Doch verkenne ich ungeachtet der geringen Arbeit Ihre Aufmerksamkeit keineswegs, und unter diesem Titel nehme ich sie an."

„Lieber Freund," setzte er hinzu, „Sie sind noch jung, wenn Sie die ächte deutsche Sprache lernen wollen, so kommen Sie zu mir und studiren Sie meine Bibliothek. Hier haben Sie den Catalog dieser schönen Sammlung, Sie können ihn behalten, denn ich habe noch eine Abschrift davon."

Und wieder schwieg Eisik Poppelmann und gab sich auf's Neue einer ruhigen Betrachtung hin. Ich dankte ihm für seinen Rath und seinen Catalog, verabschiedete mich und machte mich auf den Rückweg nach Paris.

Seit jenen Tagen ist, wie man sagt, viel Wasser zu Thale geflossen. Eisik Poppelmann und seine geliebte

Melanie Bonbon sind schon seit mehreren Jahren zu ihren Vätern heimgegangen. Ihr schönes Landhaus ward abgetragen, um einem Eisenbahnbau Raum zu gewähren, und die jüdisch-deutsche Bibliothek ist nach Frankfurt am Main gekommen. Durch den Buchhändler Abraham Süskind Stern und nach ihm durch seine Wittwe Vögle Stern, sind jene Büchlein nach allen Weltgegenden zerstreut worden.

Ich hatte längst das Poppelmann'sche Ehepaar und meine deutsche Uebersetzung vergessen, als ich vor einigen Monaten bei der Wittwe Stern von ungefähr die Bibel von Blitz aus der Poppelmann'schen Bibliothek erstand und darin meine Uebersetzung fand.

Ich übergebe sie dem geneigten Leser, wie ich sie vor fünf und zwanzig Jahren abfaßte, ohne alle Abänderung und hoffe, daß sein Urtheil weniger streng ausfallen werde, als das des seligen Eisik Poppelmann.

Dihon,

oder

Geschichte eines Jerusalemiters.

Es war einmal ein Kaufmann aus Jerusalem, der hatte einen einzigen Sohn, Namens Dihon. Den ließ er auf das Beste unterrichten in der heiligen Schrift, in den sechs Abschnitten der Mischna und in den Büchern des Talmuds. Auch gab er ihm ein Weib, die ihn, noch bei Lebenszeiten des Vaters, mit Kindern beglückte. Da aber das Ende des Vaters herannahte, rief er die Ersten seiner Stadt zusammen und sprach zu ihnen: „Wisset, daß ich ungeheure Schätze besitze; meiner Gattin muß ich, wie in ihrem Heirathsbriefe geschrieben steht, ihre Mitgift mit hundert Pfund Silbers zurückzahlen, alles Uebrige soll meinem Sohne sein, nur muß er das Gebot, was ich ihm in Eurer Gegenwart eröffnen will, stets halten. Verletzt er es aber, seht, so soll all mein Vermögen Gemeingut sein und er soll nichts davon erhalten." Dann ließ er seinen Sohn kommen, befahl ihm in Gegenwart der Ersten der Stadt, daß er sich nie dem Meere anvertrauen solle und sagte: „Du weißt, mein

Sohn, daß ich mein ganzes Vermögen und unser ganzes Haus auf weiten Seereisen, die ich gemacht habe, mir erworben und emporgebracht. Weil aber viel schreckliche Unfälle und mancherlei Gefahren mich auf dem Meere betroffen, so beschwöre ich Dich, daß Du nicht des Erwerbes wegen Dich der Gefahr des Meeres aussetzest, denn ich lasse Dir so viele Reichthümer zurück, daß, wenn Du Dich auch nie um Erwerb bemühst, Du doch für Dich und Deine Kinder auf Lebenszeit genug hast. Ich will also, daß Du mir auf das heilige Gesetz schwörest, daß Du diesen meinen Willen und Befehl zu keiner Zeit verletzen wirst, denn ich übergebe Dir hinreichendes Vermögen, um Deinem Stande gemäß leben zu können. Ueberschreitest Du aber diese Vorschrift, siehe, so bestimme ich in Gegenwart dieser ehrwürdigen Männer, daß mein Vermögen dem Himmel geweiht, und daß nichts davon auf Dich kommen soll.“ Also schwur der Sohn vor einer großen Menge von Bürgern und vor den Ersten der Stadt mit ausdrücklichen Worten, daß er nie zu Schiffe gehen werde. Einige Tage nachher starb der alte Kaufmann und wurde zu seinen Vätern versammelt; der Sohn aber nahm sein Haus in Besitz und befolgte die Vorschrift des Vaters.

Nach einem Jahre oder zweien kam aber ein Schiff im Hafen der Stadt Jaffa an, mit Silber, Gold und

Edelsteinen beladen, und als die Schiffer ans Land gestiegen waren fragten sie, ob der betreffende Kaufmann noch lebe? Die Einwohner antworteten ihnen, daß er bereits verstorben sei, daß er aber einen Sohn und Nachfolger hinterlassen habe, der ein sehr reicher und gelehrter Mann sei. „So bitten wir Euch, ruft ihn hierher," sprachen die Schiffer, „oder zeigt uns seine Wohnung." Dies geschah. Sie aber grüßten den Hausherrn und sprachen: „Bist Du nicht der Sohn jenes reichen Kaufmanns, der über das Meer zog und allerlei Waaren ausführte bis an die Grenzen der Erde?" Der Mann versetzte: „Ich bin derselbe." „Wenn dem so ist," sprachen die Schiffer, „so sage an, hat Dein Vater vor seinem Tode nichts von den Schätzen und Reichthümern, die er jenseits des Meeres besitzt, erwähnt?" Der Andere sprach: „Er hat in seinem letzten Willen nichts von Besitzungen jenseits des Meeres erwähnt, vielmehr hat er mich einen Eid schwören lassen und ausdrücklich bestimmt, daß ich nie zu Schiffe gehen soll." Da sagten die Schiffer: „Wenn das wahr ist und Dein Vater Dir nicht angezeigt hat, wie viel Geld er auf Zins gegeben und was er jenseits des Meeres für Besitzungen hat, so war er in seiner letzten Stunde nicht mehr bei Verstande, denn Du mußt wissen, das ganze Schiff, auf dem wir hierhergekommen sind und das mit Silber,

Gold und Edelsteinen beladen ist, trägt nur vom Eigenthume Deines Vaters, das er bei uns niedergelegt hat. Und obgleich Dein Vater verstorben ist, so wollen wir doch das Anvertraute nicht ableugnen, sondern es Dir ausliefern, obgleich er seinen Willen darüber nicht kund gethan hat; denn wir sind rechtschaffene Leute und fürchten Gott, auch verlangen wir nicht nach Deinen Schätzen, denn, Gott sei Dank! wir haben Ueberfluß an allen Dingen. Deßhalb gehe mit Deinen Dienern an Bord und nimm was von kostbaren Sachen da ist, denn Dein ist Alles." Als dies der Sohn des Kaufmanns vernahm, freute er sich in seinem Herzen und ging mit ihnen und brachte die Waaren alle in seine Gewölbe und nahm die Schiffer in sein Haus auf, die daselbst mehrere Tage in Wohlleben und Freude mit ihm zubrachten. Eines Tages sprachen die Seeleute: „Wir wissen, daß Dein Vater voll von Weisheit und Klugheit war, darum scheint es uns, daß er nicht mehr bei klarem Verstande sein konnte, als er dem Tode nahe kam und von Dir den Eid verlangte, daß Du nie eine Seereise machen sollest; Du kannst sicher vertrauen, daß dieser Eid Dich zu nichts verbindet. Dein Vater besaß jenseits des Meeres noch zehnmal mehr Schätze, als wir Dir hier bringen; wie konnte er da einen Eid von Dir verlangen, daß Du sie alle fahren lassen

solltest? Gewiß, er war nicht zurechnungsfähig. Folge uns und laß Dich durch den König und die Gesetzkundigen von dem Eide lossprechen und mache Dich auf und reise mit uns. Wir wollen hier Waaren kaufen, die in unsern Gegenden verlangt werden, daraus wirst Du großen Gewinn ziehen und zugleich alle Güter, die Dein Vater in unserer Stadt und Gegend gelassen hat, hierher bringen." Jener versetzte: „Ich habe meinem Vater eidlich versprochen, nie zu Schiffe zu gehen, diesen Eid werde ich in keiner Weise brechen und seine Gebote nicht übertreten, denn mein Vater war durchaus bei Verstand, als er diesen Eid von mir verlangte. Wenn er aber die Schuldner und Schätze, die er dort zurückgelassen, gegen mich nicht erwähnt hat, so hat er das eben darum gethan, damit ich mich keiner Gefahr aussetzen sollte, und deßhalb hat er nichts von der Sache offenbart. Ich werde also sein Gebot und den Eid, durch den ich mich ihm verpflichtet, halten." Die Seeleute versetzten: „Da er Dich mehr als sein Leben geliebt und Deinetwegen so vielen Gefahren sich ausgesetzt hat, so ist es unmöglich, daß das wirklich so geschehen sein soll, wie Du sprichst. Er war sicher in unklarem Seelenzustande und sein Gebot hat also gar keine Verbindlichkeit. Daher wird es das Beste sein, wenn Du aus diesem Grunde Dich von dem Eide freisprechen

läßt." — Kurz, sie drängten so lange mit ihren Reden, bis sie ihn von seinem Vorsatze abbrachten und er in die Reise, um seine Schätze zu holen, einwilligte.

Was thut er also? Er kauft Waaren ein, besteigt mit Jenen das Schiff und sie segelten zusammen fort.

Aber sobald sie auf dem hohen Meere waren, gewahrten sie, daß er die Heiligkeit des Eides und das Gebot seines Vaters sündhaft verletzt habe, denn die Allmacht bewegte mit einem ungestümen Winde das Meer, so daß das Schiff zertrümmert wurde und alle die Seeleute, die darin waren, mit alleiniger Ausnahme des verleiteten Sohnes, ertranken; denn sie hatten dem Sohne des Kaufmanns gerathen, seinen Eid und den väterlichen Befehl hintanzusetzen. Der Geist*) aber, der das Meer beherrscht, warf auf des höchsten Gottes Befehl jenen Meineidigen nackt und bloß an die äußersten Grenzen der Erde, an einen von Menschen unbewohnten Ort, auf daß er lebend die Strafen seiner Sünden büße. Da er sich nun also hilflos ans Land geworfen sah, bemerkte er leicht, daß ihm die Allmacht zürne, und daß der Tag seines Unglücks gekommen sei. Daher erhob er die Augen

*) Nach den Anschauungen des Midrasch ist über jedes Element und jeden Naturgegenstand ein besonderer Engel als Verwalter (Sar) gesetzt.

zum Himmel und bekannte, daß ihm dies verdienter Maßen widerfahre; dann wandelte er am Ufer hin, um Menschen zu suchen und Speise und Kleidung, denn er sah sich nackt, wie er zur Welt gekommen war. Nachdem er so den ganzen Tag umhergegangen, kam er zu einem schönen, einsam stehenden Baume, der mit seinen Zweigen das Ufer beschattete. Er dachte sogleich: es kann wohl nicht anders sein, als daß Menschen diesen Baum gepflanzt haben, und suchte, ob er etwas zu essen fände; aber Alles war umsonst, und noch dazu brach die Nacht herein. Da er nun nichts, das ihm zur Speise oder Kleidung diene, fand, bedeckte er sich mit dem Laube und den Blättern des Baumes, daß er einen Schutz gegen die Kälte der Nacht haben möchte. Um die Mitte der Nacht aber vernahm er die Stimme eines brüllenden Löwen, der heransprang, um ihn zu verschlingen. Wie er den erblickte, fürchtete er sehr, denn er erwähnte, auch der Löwe sei gesandt, um ihn wegen Verletzung des Eides und der väterlichen Vorschrift zu zerreißen. Daher weinte er bitterlich und bat den Himmel, er möge ihm gnädig helfen und mitleidig mit ihm verfahren und nicht durch einen so fürchterlichen Tod ihn strafen. Er griff die Zweige des Baumes und sich an der Rinde desselben hinaufhelfend, bestieg er ihn und ward so von der Gefahr gerettet, indem der

Löwe brüllend umkehrte. Innigen Dank zum Himmel sendend, stieg er höher den Baum hinauf, ob er vielleicht im Gipfel etwas zur Nahrung fände. Aber im Hinaufsteigen gewahrte er mit Schrecken einen gewaltigen Vogel, der kein anderer war, als der, welcher Kifusa*) heißt. Dieser riß, als er den Menschen sah, den Schnabel auf, um ihn zu verschlingen. Gott aber gab dem Verfolgten Weisheit, daß er sich auf den Rücken des Vogels schwang. Der Kifusa, wie er den Reiter fühlte, fing an sich zu fürchten und bewegte sich die ganze Nacht nicht von der Stelle. Der Arme fürchtete sich indeß nicht weniger und hielt sich mit beiden Händen an den mächtigen Federn fest. Als nun die Morgendämmerung anbrach, bog der Vogel den Kopf zurück, und wie er einen Menschen sah, wuchs seine Scheu und in Wuth und Furcht flog er den ganzen Tag bis zum Abend umher, weit über das Meer hin, und brachte seinen Reiter an einen Ort, der an den Grenzen der Erde liegt.

Gegen Abend kam der Kifusa in eine Gegend, wo er so nahe an der Erde hinflog, daß sein Gefangener hören konnte, wie Knaben aus dem zweiten Buche

*) Die chaldäische Uebersetzung und der alte syrische Uebersetzer erklären Janschuph, יַנְשׁוּף, durch Kifusa, קִפּוּפָא, wodurch die große Ohreule oder der Uhu, Strix Bubo, bezeichnet wird, der größte aller Nachtraubvögel.

Mosis (Kap. 21) lasen: „So du einen hebräischen Knecht kaufest" rc. Als er dies vernahm, dachte er bei sich: „Hier müssen Hebräer wohnen, hier will ich mich hinabschwingen, vielleicht werden sie sich meiner erbarmen und ich rette wenigstens mein Leben, wenn ich mich ihnen zum Sclaven ergebe." Er springt also von dem Rücken des Vogels hinab und fällt vor der Thüre der Synagoge nieder; der Kisufa aber flog davon. Zwei Stunden lang konnte er sich von dem gewaltigen Sprunge nicht erholen, und es schien ihm, als wären alle seine Glieder gebrochen; dazu kam noch, daß er in zwei Tagen keine Speise gekostet. Mühsam erhob er sich und ging zur Pforte der Synagoge, und da er diese verschlossen fand, rief er aus: „Eröffnet mir die Thore der Gerechtigkeit!" Da kam ein Knabe heraus und fragte ihn: „Wer bist du?" Er erwiederte: „Ich bin ein Hebräer und Verehrer des wahren Gottes." Der Knabe meldete dies ohne Verzug dem Lehrer, der den Fremdling einzulassen befahl. Dem Lehrer, der verwundert den Ankömmling betrachtete, erzählte dieser Alles, was ihm begegnet war, von Anfang bis zu Ende, und klagte ihm die schrecklichen Leiden, die er erduldet habe. Da sprach der Lehrer: „Was du bisher erduldet hast, ist Alles geringfügig gegen das, was dich hier erwartet." Der junge Mann versetzte: „Seid ihr denn nicht Juden? Ich weiß,

daß die Juden mitleidigen Herzens sind und diese Tugend von ihren Vorfahren ererbt haben; um so mehr werden sie sich eines Elenden, wie ich bin, erbarmen, der von allem Nöthigen entblößt ist, nackt und barfuß." Aber der Lehrer entgegnete: „Spare deine Worte, denn du kannst der Todesstrafe nicht entgehen." Dihon forschte weiter: „Warum, o Herr, drohst du mir so fürchterlich?" Der Lehrer versetzte: „Weil diese Stadt nicht von Menschen bewohnt wird, sondern den Schedim (Dämonen) und Schedin (Dämonin) angehört; die Knaben, welche ich unterrichte, sind die Kinder der Schedim; diese werden im Augenblicke zum Gebete hierher kommen und werden dich, sobald sie dich sehen, tödten." Als der Fremde dies vernahm, ward er von gewaltiger Angst ergriffen, fiel vor dem Lehrer nieder, küßte ihm die Füße, weinte und beschwor ihn, daß er ihm helfe und von der Todesgefahr befreie. „Ich kenne", fügte er hinzu, „die heiligen Schriften und bin ein eifriger Verehrer Gottes; nur auf den bösen Rath jener Seeleute habe ich gesündigt, die mich verführten den väterlichen Willen und die Heiligkeit des Eides zu verletzen." Als der Lehrer dies vernahm, ward er von Mitleid bewegt und sprach zu dem Jünglinge: „Weil du die göttlichen Gebote und das Gesetz kennst und Reue über deine Sünden empfindest, so ist es billig, daß man

dich rette. Du hast meine Füße geküßt und mich angefleht, darum will ich suchen, dich zu befreien." Was beschließt der Lehrer? Er führt den jungen Mann in sein Haus und erfrischt ihn mit Speise und Trank und hält ihn die ganze Nacht verborgen, so daß ihn die Schedim bis zum anderen Tage nicht gewahrten. Sobald der Morgen dämmerte, sprach der Lehrer zu seinem Gaste: „Auf, komm mit mir in die Synagoge und verberge dich unter meinem Mantel und sprich kein Wort, bevor ich in deinem Namen gesprochen." So wurde er in die Synagoge geführt und war unter dem Mantel des Lehrers verborgen. Sobald nun das Morgenroth leuchtete, kamen die Schedim zur Synagoge, ihre Gestalt war gleich Feuerflammen, und Dihon vernahm ein Toben, wie die Stimme des Donners, so erschütterte und erschreckte es ihn. Da stand nun der Fremdling in Furcht, und vor Angst und Zittern entschwand ihm fast das Leben. Er hörte aber, wie die Schedim das heilige Morgengebet verrichteten, als ob sie Juden wären. Indeß sprach einer der Schedim, welcher nicht weit vom Lehrer stand: „Ich rieche Menschenfleisch", und das wiederholte er so lange, bis Alle dieses Wort gehört hatten. Da riefen sie einmüthig: „Wir sehen ihn, er steht zur Seite des Lehrers." Uebrigens hatten sie so viel Ehrerbietung vor dem Lehrer, daß keiner den Fremden zu berühren

wagte, so lange er von seines Beschützers Mantel bedeckt war. Da der Lehrer sah, er könne ihnen den Menschen nicht länger verbergen, sprach er, gleich nachdem die Psalmen und Gebete gesprochen waren, zum Vorsänger: „Bete nicht weiter, bis ich geredet habe." Da riefen die Schedim alsbald: „Sag' an, o Lehrer, deinen Dienern, deine Worte, wir werden sie anhören."

Da sprach er zu ihnen: „Ich verlange von euch, daß ihr diesen Menschen nicht verletzet, denn er hat sich in den Schatten meines Mantels geflüchtet." Die Schedim erwiederten: „Was will ein vom Weibe Geborener unter uns? Und wer hat ihn hierher gebracht?" Da erzählte ihnen der Lehrer Alles, was jenem Menschen widerfahren war, vom Anfang bis zu Ende. Da sprachen die Schedim: „Sollen wir einen so verruchten Menschen am Leben lassen, der das Gebot seines Vaters und die Heiligkeit des Eides nicht geachtet hat? Er verdient in jedem Falle den Tod." Der Lehrer erwiederte: „Durch das viele Mißgeschick und die Beschwerden, die er erduldet hat, ist er hinlänglich gestraft; da er aber ein Kenner der heiligen Schriften ist, so ist es billig, daß diese Kenntniß ihn rette. Wenn er übrigens den Tod verdient hätte, so hätte ihn Gott nicht vom Schiffbruch, vom Löwen, vom Kifufa und von allen anderen Schrecknissen errettet."

Da schrieen die Schedim: „Um so mehr verdient er den Tod, wenn er das göttliche Gesetz kennt und dennoch das Gebot seines Vaters nicht gehalten und seinen Eid gebrochen hat. Bei einem Solchen gelten Vergehen, die für einen Andern leicht wären, als schwere Verbrechen und Gott hat ihn aus so vielen Gefahren nur darum unverletzt hervorgehen lassen, auf daß er von unsern Händen einen um so fürchterlichen Tod erleide." Der Lehrer sprach: „Es wäre nicht recht, wenn ihr ihn anders, als nach den Geboten des göttlichen Gesetzes richtetet, da er ein Gelehrter ist. Vernehmt also meinen Rath: „Der Vorsänger verkünde, daß keiner ihm vor beendigtem Gebete Schaden zufüge bei schwerer Strafe. Hernach wollen wir ihn zum Könige Asmodai führen und der soll entscheiden, ob er den Tod oder Gnade verdient." Alle riefen mit einem Munde: „Der Rath ist gut, den du ertheilst; und sogleich befahlen sie dem Vorsänger, bei Strafe des Bannes zu verkünden, daß keiner der Geister Hand an den Fremdling lege, bevor Asmodai, der Schedim König, über ihn erkannt habe.

Als das Gebet zu Ende gelesen war, führten sie den Dihon vor Asmodai und sprachen zu ihm: „König und Herr, dieser Mensch ist in unsere Hände gefallen, weil er gegen den ewigen Gott gesündigt, seinen Eid gebrochen und das Wort seines Vaters verachtet hat,

und das und das ist ihm widerfahren. Wir aber wollten ihn nicht tödten, bevor du über ihn erkannt, denn er ist ein Gelehrter in den göttlichen Schriften." Da dies der König vernommen, rief er den Gerichtshof zusammen und redete ihn mit diesen Worten an: „Sehet hier einen Menschen, der dies und jenes verbrochen und dem das und das widerfahren; stimmet also morgen über ihn ab und untersuchet seine Sache; denn da er ein Gelehrter im göttlichen Gesetze ist, so ziemt es, daß ihr ihn nach mosaischem Rechte richtet." Also verfuhren die Richter, und nachdem sie die Sache reiflich erwogen, verurtheilten sie ihn zum Tode. Sie stützten sich nämlich darauf, daß im Gesetze geschrieben steht: „Der aber hat seines Vaters Ehre und Wort gering geachtet und ist also dem Fluche unterworfen." Daß aber der vom Fluche Getroffene den Tod verdiene, zeigte ihnen das Beispiel Sauls, des Sohnes Kis (1. Sam. 14), der seinen Sohn Jonathan zu tödten gedachte, weil dieser begangen hatte, was mit dem Fluche belegt war. Es kam noch hinzu, daß der Angeklagte seinen Eid gebrochen hatte, und daß die heilige Schrift sich über Frevler der Art deutlich ausspricht (Ex. 20, 7).

Darauf gingen sie zum König Asmodai und setzten ihm auseinander, wie ihre Meinung sei, daß der Angeklagte obgedachter Gründe wegen den Tod ver-

diene. Asmodai erwiederte: „Wartet und schiebt die Bekanntmachung des Urtheils bis morgen auf, denn es steht geschrieben (4. M. 35, 24 u. 25): „So soll die Gemeinde richten und so soll die Gemeinde den Todtschläger retten.“ Bekannt ist ferner der Spruch der hebräischen Weisen: „Uebereilt euch nicht, o Richter!“ So verschob auch Moses, ihr Meister, das Urtheil über den, der am Sabbath Holz gesammelt, weil die Sache nicht ganz klar war. Da antworteten die Richter: „Wir folgen deinen Worten, denn du bist unser Herr und unsere Augen sind auf dich gerichtet.“ „Diese Nacht“, setzte der König hinzu, „wird der Sterbliche bei mir bleiben, damit er nicht, bevor sein Urtheil deutlich ausgesprochen, umgebracht werde. Und so geschah es. Alsbald fragte Asmodai den jungen Mann, ob er die heiligen Schriften und das Gesetz kenne, und ließ ein Buch des Gesetzes, die Propheten, die Hagiographen, die Mischna und den Talmud bringen, und als er ihn in allen diesen Büchern außerordentlich kundig fand, sprach er zu ihm: „Jetzt sehe ich, daß du ein weiser Mann bist und bin dir durchaus gnädig. Schwöre also, daß du meinem Sohne Alles was du weißt, lehren und mittheilen willst, und ich werde dich aus den Händen der Geister, die sich zu deinem Tode verschworen haben, erretten.

Dihon leistete dem Könige den verlangten Eid, und

der König sprach darauf: „Komme, ich will dir Gründe sagen, mit denen du dich morgen vertheidigen magst, wenn sie die Todesstrafe über dich aussprechen wollen. Sage ihnen, du seiest ein Richter und berühmter Gesetzeskundiger, du wünschest ihr Urtheil zu hören und ihre Gründe zu untersuchen. Dann werden sie sich an mich wenden und ich werde dich retten. Am anderen Tage kam der Gerichtshof wieder vor Asmodai zusammen, und sie sprachen: „Wir haben nichts gefunden, weßhalb wir ihn frei sprächen.“ Da sprach der Gefangene: „Ich kenne das Gesetz besser als ihr und ich will die Gerechtigkeit eures Ausspruches untersuchen.“ Die Schedim erwiederten: „Es wäre unbillig, wenn wir dies abschlügen.“ Und sie beriethen sich untereinander und sprachen: „Wir können nichts Besseres thun, als daß wir ihn vor unsern König Asmodai bringen, der erforscht täglich die Wissenschaften aus den erhabensten Schulen und steigt dann herab und vernachlässigt sie nicht in der niedrigsten Sphäre, daher kennt er auch himmlisches und irdisches Recht.“

Sie traten vor Asmodai hin und fragten ihn, was ihm gutdünke. Dieser erwiederte: „Der Fremdling verdient keineswegs den Tod, denn was er Uebels gethan, das hat er weder mit Vorbedacht, noch aus böser Absicht verübt. Sondern jene Schiffer verlockten ihn durch verführerische Worte und hintergingen ihn;

was aber nicht mit Willen und Absicht geschieht, das rächt die Gottheit nicht. — Es steht ja geschrieben: (3. M. 22, 26) „der Jungfrau aber soll nichts geschehen.“ Daß es sich aber so verhält, könnt ihr auch daraus entnehmen, daß Gottes Gerechtigkeit jene Seeleute im Meere versinken ließ, während er unversehrt den Fluthen entkommen.“ Als der Gerichtshof diesen Bescheid vernommen, erklärte er den Sterblichen für unschuldig.

Asmodai befahl darauf dem Dihon, ihm zu folgen, führte ihn in sein Haus und übergab ihm seinen Sohn, daß er ihn in den heiligen Schriften und in allem Wissenswürdigen unterrichte. Dihon wurde fortan beständig mit allen Ehren behandelt und nach drei Jahren hatte Asmodai's Sohn solche Fortschritte gemacht, daß er an Fülle von Wissen fast mit seinem Lehrer wetteifern konnte. Einige Zeit darauf fiel eine Stadt von Asmodai ab, da sammelte er Truppen, um sie wieder zu unterwerfen und bestellte indeß den Dihon über sein ganzes Haus und Vermögen, übergab ihm die Schlüssel aller seiner Schätze und befahl seinen Leuten nichts ohne sein Geheiß zu thun. Nachdem Asmodai ihm nun alle seine Kostbarkeiten überwiesen führte er ihn vor die Thüre eines anderen Hauses, zu welchem er keine Schlüssel besaß, und sprach: „Du darfst in alle meine Schatzkammern eintreten, nur nicht in dieses Haus.“ Da Asmodai nun zur Unterwer-

fung der Stadt fortgezogen war, trug es sich eines Tages zu, daß der Verwalter an der verbotenen Thür vorbei ging und bei sich dachte: „Was mag dieses Haus wohl enthalten, das ich allein von allen Schatzkammern nicht betreten soll?“ In solchen Gedanken trat er an die Thür und erblickte zu seinem Staunen die Tochter Asmodai's, sitzend auf einem goldenen Throne und um sie herum viele Jungfrauen, scherzend und tanzend; sie selbst aber schön und wohlgebildet vor allen. Als sie den Eindringling erblickte, rief sie ihm zu: „Tritt näher!“ Dihon gehorchte und stand vor der Schönen. Da hub sie an: „Thörichter, warum hast du das Gebot des Königs Asmodai, meines Vaters, verletzt? was willst Du hier in den Gemächern der Frauen? Wisse, daß du sicher heute sterben mußt, denn mein Vater weiß bereits, daß du diese Schwelle betreten hast, siehe, dort naht er mit gezogenem Schwerte, um dich zu tödten!“ Wie Dihon das vernahm, warf er sich vor der Jungfrau nieder, küßte ihre Füße und beschwor sie mit bangem Muthe, daß sie ihn von der Hand ihres Vaters und von dem Verderben errette. Nicht weil er Sitte und Anstand vergessen, sei er eingetreten und nichts Böses gegen die Jungfrauen habe er im Sinne gehabt. Die Tochter Asmodai's sah mitleidig ihn an und erwiederte: „Weil du das Gesetz Gottes kennst, soll deine Demuth dich

erretten. Verlasse jetzt dieses Haus und wenn mein Vater kommt und dir zornig zuruft: Warum hast du mein Gebot verletzt und bist zu meiner Tochter eingetreten? und dir Verderben droht, so sprich: „Herr aus keiner anderen Ursache habe ich dies Haus betreten, als weil ich deine Tochter heftig liebe, und ich bitte dich, daß du sie mir zur Gattin gebest. Ich weiß sicher, daß ihm diese Worte angenehm sein werden, und daß er mich mit dir vermählen wird; denn seit du bei uns weilest, hat er darauf gesonnen, mich mit dir zu verbinden, wegen deiner Gelehrsamkeit im göttlichen Gesetze. Es wäre aber nicht ehrbar gewesen, wenn ein Weib um einen Mann sich bemüht hätte und es hätte sich für einen so großen König wenig geziemt, dich aufzufordern, dein Eidam zu werden." —

Als der Sterbliche dies gehört, freute er sich im Herzen, und während er noch sein Glück überdenkend aus dem Hause trat, siehe, da kam ihm Asmodai entgegen mit dem gezogenen Schwerte in der Hand und rief: „Warum hast du mein Gebot verachtet? jetzt ist der Tag gekommen, wo du für alle deine Vergehen büßen sollst." Dihon versetzte: „Bei deiner Treue, Herr, nur unbezwingliche Liebe zu deiner Tochter hat mich hineingeführt; ich beschwöre dich, gib sie mir zum Weibe, denn sie besitzt mich ganz und gar." Ueber diese Rede ward Asmodai sehr erfreut und erwiederte:

„Ich will sie dir gern verloben, aber warte bis ich von meinem Feldzuge zurückgekehrt bin; indessen erlaube ich dir jetzt das Haus, in welchem meine Tochter wohnt, zu betreten und dich ihrer Gesellschaft zu erfreuen."

Darauf kehrte Asmodai zum Heere zurück, eroberte die Stadt, machte sie der Erde gleich und redete dann seine Schaaren mit folgenden Worten an: „Kommt mit mir zur Hochzeit meiner Tochter, ich will sie einem Manne vermählen, der göttlicher und menschlicher Dinge ausnehmend kundig ist." Geflügel und Wild wurden nun in den Wäldern gejagt, daß es keine Zahl hatte und alles zum Hochzeitsfeste bereitet. Asmodai aber schenkte seinem Eidam Reichthümer ohne Zahl und Maß und es wurde ein Ehevertrag aufgesetzt, den der Bräutigam und die Ersten des Volks unterschrieben. Dann bereitete der König das Mahl, wie es seiner Würde gemäß war und übergab nach dem Gebrauche, den alle Völker anerkennen, seine Tochter dem Bräutigam. Da sprach die Braut zu dem Neuvermählten: „Denke nicht bei dir, du seiest vom Geschlecht der Menschen, ich aber vom Geschlechte der Schedim. Hüte dich aber vor allem mich zu berühren, wenn Liebe zu mir dich nicht innig erfüllt!" Da rief Dihon begeistert: „Ich liebe dich wie meinen Augapfel und ich werde dich nie verlassen." „Schwöre, sprach die Braut, daß du dies halten willst." Und

Dihon schwur den feierlichsten Eid, schrieb ihn nieder und unterzeichnete ihn. Nach einem Jahre genas die blühende Gattin eines Sohnes, welchen Dihon am achten Tage in den Bund Abrahams aufnahm und dem er den Namen des weisen Königs Salomon gab. Und so lebten die Beiden lange Zeit in glücklichster Ehe. Nun trug es sich einmal zu, daß Dihon, da er in Gegenwart der Gattin mit seinem Sohne spielte, zu seufzen begann; und da ihn seine Gattin fragte, was ihm fehle, sprach er: „Ich sehne mich nach dem Sohne und der Frau, die ich in meinem Vaterlande zurückgelassen habe.“ „Was fehlt dir hier bei uns?“ rief das Weib aus, „bin ich dir nicht schön genug? Entbehrst du der Ehren und Reichthümer? Sag' an und deine Wünsche sollen erfüllt werden.“ „Mir fehlt nichts,“ sprach Dihon, „aber so oft ich meinen Sohn Salomon ansehe, treten mir meine übrigen Kinder vor die Seele.“ Jene erwiederte: „Sagte ich dir nicht, du solltest mich nicht zum Weibe nehmen, wenn die Liebe zu mir nicht tief in deinem Herzen Wurzel gefaßt hätte? Und jetzt gedenkst du deiner ersten Gattin und sehnst dich nach ihr, hüte dich, daß dir dies jemals wieder begegne.“ Der Gatte gelobte, daß er sich künftig der Rückerinnerung enthalten wolle. Als er aber nichts desto weniger bald darauf wiederum unwillkührlich seufzte, spach seine Gattin: „Wann

wirst du endlich aufhören, nach deiner früheren Frau und deinen Kindern zu seufzen? Doch weil die Sehnsucht nach ihnen dich so stark ergriffen hat, so will ich sorgen, daß du nach deinem Vaterlande geführt werdest; schwöre und bestimme eine Zeit, wann du gehen und wann du zu uns zurückkehren willst." Dihon erwiederte: „Ich will thun wie du befiehlst;" und er leistete den Eid, schrieb ihn nieder, bekräftigte ihn durch seine Unterschrift und übergab ihn in die Hände seiner Frau, welche die Eidesformeln bewahrte, auf daß sie nöthigen Falls als Zeugniß gelten könnten. Darauf berief sie alle ihre Diener zum Mahle und bereitete ein prächtig Gelage, und als man gegessen und getrunken hatte, sprach sie: „Höret! mein Mann wünscht seine frühere Gattin wieder zu sehen und seine Kinder, welche in der und der Stadt leben. Wer von euch besitzt nun Stärke, ihn dorthin zu bringen?" Da erhob sich einer und sprach, er wolle dies in zwanzig Jahren vollführen; ein anderer erbot sich zu zehn Jahren, wiederum ein anderer versprach es in einem Jahre zu vollbringen; einer aber, der zu unterst am Tische saß, einäugig und bucklig war, erbot sich, ihn in einem Tage hinzubringen. Da sprach die Gebieterin: „Dich will ich annehmen, aber hüte dich, daß du ihn verletzest oder in irgend einem Stücke beleidigst; denn wisse, daß er dein Herr ist, und daß sein Körper

vom Studium des Gesetzes geschwächt ist, weßhalb er keine Mühseligkeiten zu ertragen vermag.“ Der Sched sprach: „Ich werde deinen Befehlen gehorchen.“ Darauf sagte das Weib heimlich zu ihrem Manne: „Ich bitte dich, Herr, erzürne diesen Sched nicht, denn er ist leicht zu erzürnen und hat dadurch das eine Auge verloren.“ Der Mann versprach, ihn nicht zum Zorn zu reizen. Zuletzt sprach die Gattin: „Reise mit Glück, aber sei deines Eides eingedenk.“ Der Einäugige lud nun seinen Gebieter auf den Rücken, brachte ihn in seine Vaterstadt Jaffa, und setzte ihn vor derselben an einer Brücke unversehrt nieder.

Als nun der Tag zu dämmern begann, nahm der Sched Menschengestalt an und ging mit Dihon in die Stadt. Da begegnete ihnen ein Freund Dihons aus früheren Jahren und redete ihn folgendermaßen an: „Bist du nicht Dihon, der zu Schiffe ging und Schiffbruch litt?“ „Der bin ich,“ erwiederte der Andere. Da sprach der Erstere: „Laß mich voran eilen und die Botschaft deiner Gattin bringen, die schon viele Jahre gleich einer Wittwe verlassen dasitzt, und auch deinen Verwandten will ich es erzählen.“

Er eilte fort und machte die Ankunft des längst Erwarteten bekannt. Da herrschte große Freude, und Verwandte und Bekannte kamen ihm jubelnd entgegen und bestürmten ihn mit zahllosen Fragen über die

Schicksale und Unfälle, denen er ausgesetzt gewesen. Er aber erzählte ihnen ausführlich, was er bis auf den gegenwärtigen Tag erlitten und wie ihn Gott erhalten habe, trat alsdann mit dem buckligen Sched, der ihn hierher gebracht, in sein Haus, umarmte sein Weib und seine Kinder und ließ seinen Freunden, Verwandten und Dienstleuten ein Mahl bereiten. Als man gegessen, sprach er wie von ungefähr zu dem Sched, seinem Begleiter: „Wie kommt es, daß du auf einem Auge blind bist?" Da antwortete der Gefragte: „Es steht geschrieben (Spr. Sal. 21, 23): „Wer Mund und Zunge bewahrt, der bewahrt seine Seele vor Angst." Du, aber, warum machst du mich hier vor so vielen Zeugen erblassen? Haben eure Weisen nicht gesprochen: „Wer seinen Gefährten vor den Leuten erblassen macht, der verliert die ewige Seligkeit?" Dihon aber achtete nicht auf diese Rede, fuhr fort, den Geist zu reizen und sprach: „So sag' mir wenigstens, wie es kommt, daß du einen Höcker hast?" Der Sched erwiederte: (Spr. Sal. 26, 11) „Wie ein Hund wiederkehrt zu seinem Auswurf, also wiederholt der Narr seine Thorheit." Dennoch will ich mich herbeilassen, dir den wahren Hergang zu berichten. Du fragst, wieso ich einäugig geworden; wisse, dies kommt von meinem Jähzorn und schnellen Aufbrausen her. Als ich einst mit einem meiner Genossen in

Streit war, durchstach er mir mit einem Messer das eine Auge, daß es erblindete. Wie magst du aber fragen, wieso ich bucklig sei? gehe hin und frage den, der mich geschaffen hat!" Da sprach Dihon voll Reue: „Ich bitte dich herzlich, verzeihe mir meinen Vorwitz und die Albernheit meiner Rede." Der Scheb aber rief aus: „Nein, die Beleidigung, welche du mir zugefügt hast, kann nie verziehen werden!" Dihon befahl seinen Leuten, dem Beleidigten Speise und Trank zu reichen. Der Scheb aber sprach: „Nie werde ich etwas von dem Deinigen genießen; befiehl nur, daß das übliche Tischgebet gesprochen werde; denn ich will gehen und an meinen Bestimmungsort zurückkehren." Als das Gebet beendigt war, fragte der Einäugige: „Was willst du, daß ich meiner Herrin, deiner Frau, melde?" Da versetzte Dihon: „Gehe hin und melde ihr, daß ich n i e zurückkehren werde, denn jene ist nicht mein Weib und ich bin nicht ihr Gatte." Der Scheb versetzte: „Sprich nicht also und verletze nicht deinen Eidschwur!" „Ich achte keinen Eid," rief Dihon aus, „den ich unter solchen Umständen geschworen habe;" und er zog seine erste Gattin an sich, küßte sie vor den Augen des Scheb, umarmte sie und sprach: „Sieh' hier meine wahrhafte Gattin, denn sie ist ein Weib und ich ein Mann, deine Gebieterin aber ward als Schedin gezeugt; darum sag' ihr, daß

ich nimmer zu ihr zurückkehren werde.“ Als der Scheb sah, daß jener auf seinem Vorhaben bestand, eilte er fort und kehrte voll Wuth und Zorn zu seiner Herrin zurück. Als diese ihn erblickte, fragte sie ihn: „Was hat mein Herr und Gatte dir aufgetragen, mir zu melden?“ Der Scheb erwiederte: „Du fragst nach einem Menschen, der, weit entfernt, dich zu lieben, von Haß gegen dich erfüllt ist und der versichert hat, nie zu dir zurückkehren zu wollen, da du seine Gattin nicht seiest, noch er dein Gemahl.“ Dann erzählte er ihr Alles, wie es sich mit ihrem Gatten begeben hatte. Die Gebieterin sprach: „Ich kann dir und deinen Worten keinen Glauben schenken; denn was er da sprach, sagte er offenbar nur, um dich zu reizen und deine Galle zu erregen. Da er im göttlichen Gesetze so bewandert ist, so wird und kann er die Treue unmöglich brechen, die er mir mit einem Eide bekräftigt hat. Warte bis zu der festgesetzten Zeit, dann wollen wir sehen, was geschehen wird.“ Als sie nun diese Frist — ein Jahr — abgewartet hatte, sprach sie zu dem Scheb, ihrem Diener: „Gehe hin und bringe mir meinen Herrn und Gatten zurück.“ Da hub der Scheb an: „Sagte ich dir nicht bereits in seinem Namen, daß er nie zu dir zurückkehren wolle?“ Sie entgegnete: „Als er solches gesprochen, war die Zeit, nach welcher zurückzukehren sein Eid ihn ver-

bindet, noch nicht verstrichen." Der Scheb gehorchte endlich, begab sich zu Dihon und sprach: „Meine Gebieterin läßt dich durch mich fragen, ob du wohl bist, und dich auffordern, zu ihr zurückzukehren, denn die Zeit deines Eides ist herangekommen." „Hebe dich fort von hier," erwiederte der Ungetreue, „und sage ihr: ich will nicht, daß sie sich um mein Wohlsein bekümmere und werde nimmer zu ihr zurückkommen." Auf diesen Bescheid entfernte sich der Bote, kehrte zu seiner Gebieterin zurück und meldete ihr die Worte ihres Gatten. Sie aber ging sogleich zu ihrem Vater Asmodai und erzählte ihm den ganzen Hergang, worauf dieser sprach: „Vielleicht hat er mit deinem einäugigen Diener Streit gehabt und will deßhalb mit ihm nicht zurückkommen; in der That ist es nicht ehrenvoll, daß ein Einäugiger und Buckliger ihn begleite: schicke eine glänzende Gesandtschaft ab, die ihn an seinen Eid mahne."

Dies wurde befolgt, ein zahlreiches Geleite zog hin und mahnte den Entfernten an seinen Eid. Jener aber beharrte bei dem Bescheide, daß er nie zurückkehren wolle. Da sprachen die Boten: „Nennst du dich nicht einen Gesetzeskundigen? Warum brichst du Eid und Treue? Die festgesetzte Zeit ist längst vorüber, du sündigst daher gegen das Gebot Gottes (3. M. 19, 12): „Ihr sollt nicht falsch schwören bei meinem Namen."

Und wiederum sündigst du gegen das Wort (2. M. 21, 12): „Er soll ihr an ihrer Nahrung, Kleidung und Eheschuld nichts abbrechen.“ Er aber bestand auf seiner Weigerung. Die Abgesandten zogen also unverrichteter Sache ab und brachten der Fürstin die unwillkommene Antwort. Diese entbot eine zweite Gesandtschaft, zahlreicher noch und vornehmer als die erste, an ihren Gatten; denn sie dachte: „Vielleicht waren ihm die ersten nicht anständig genug.“ Die zweite Gesandtschaft kam zu Dihon und mahnte ihn auf dieselbe Weise, wie die erste, erhielt aber zur Antwort: „Sparet eure Worte, ich werde nimmermehr zurückkehren.“ Sie kehrten also um und sprachen: „Schicke ferner Niemand mehr an den Ungetreuen, denn er liebt dich nicht mehr, sondern verabscheut dich.“ Als sie dies vernommen, ging sie zu ihrem Vater, erzählte ihm den Vorgang und fragte ihn um Rath, was zu thun sei. „Ich will ein Heer sammeln und gegen ihn ausziehen. Wird er zurückkommen, so sei es gut; wenn nicht, so will ich ihn tödten und alle Einwohner seiner Stadt verderben.“ Da sprach die Fürstin: „Fern sei es, o Herr, daß du mit Macht gegen ihn ziehest, schicke mich mit den Dienern, die du auserwählest, und ich will mich zu ihm begeben; vielleicht gewinne ich dadurch seine Gunst, daß er freiwillig mit mir zurückkehrt.“ Der Vater gab ihren Worten Beifall und ein Heer ward

ausgerüstet, das sie bis zu jener Stadt begleiten sollte; auch ihren Sohn Salomon führte sie mit sich. Als sie dort in der Nacht ankamen, wollten die Truppen mit Gewalt in die Stadt eindringen und den Gatten mit allen Einwohnern erwürgen. Sie aber hielt das Heer mit Mühe zurück und verhinderte eine blutige That, indem sie sprach: „Jetzt herrscht die Ruhe der Nacht in jener Stadt; und alle schlafen. Ihr aber wißt, daß sie vor dem Einschlafen ihre Seele Gottes Schutze empfehlen und solange die Seelen in den Händen Gottes sind, können wir ihnen nicht schaden. Um also nicht gegen eine heilige Satzung zu fehlen, wollen wir so mit ihnen verfahren: Wir warten bis es dämmert und früh Morgens ziehn wir in die Stadt; finden wir sie bereit, unserm Begehren Folge zu leisten, so ist es gut; sind sie aber anders gesinnt, so wissen wir, was wir zu thun haben.“ Die Schaaren der Geister riefen: „Thue, o Fürstin, was dir gut scheint.“ Sie sprach darauf zu ihrem Sohne Salomon: „Auf, mein Sohn, gehe zu deinem Vater, sage ihm, daß ich seinetwegen gekommen sei, und mahne ihn, seinen Eid nicht zu brechen und mit mir zurückzukehren.“ Der Knabe ging, fand seinen Vater schlafend im Bette und weckte ihn. Dihon erhob sich, begann zu zittern und sprach: „Wer bist du, der mich geweckt? „Der Knabe versetzte: „Ich bin dein Sohn Salomo, den



dir die Tochter des Königs Asmodai geboren." Als er dies vernommen, verbarg er seine Furcht, umarmte seinen Sohn, küßte ihn und fragte, warum er hierhergekommen sei? „Meine Mutter," sprach jener, „deine Gattin ist deinetwegen mit mir hierher gezogen, um dich zurück zu geleiten, mich aber hat sie vorausgeschickt, dir ihre Ankunft anzuzeigen." Dihon erwiederte: „Ich werde nicht mit ihr gehen und sie auch nie als meine Gattin noch mich als ihren Gatten anerkennen; denn ich bin aus dem Stamme der Menschen, sie aber ist aus dem Geschlechte der Geister. Wesen so verschiedener Art können unmöglich zusammen passen."

Der Sohn sprach darauf: „Die schuldige Ehrfurcht will ich nicht verletzen; aber du redest nicht wie du solltest, denn alle Zeit, da du bei uns warst, ist dir keine Gewalt widerfahren und kein Unrecht angethan worden, und allein meiner Mutter wegen haben dich alle Schedim mit großer und ausnehmender Ehre ausgezeichnet. Ja, meine Mutter selbst hat dich hochgehalten und ihr Vater Asmodai dich zu einem erhabenen Fürsten über alle Schedim gesetzt und ihnen befohlen, deinen Winken zu gehorchen. Warum zürnest du also meiner Mutter und verachtest sie und vergißt der Wohlthaten, mit denen man dich überhäuft hat? Asmodai, mein Großvater, entriß dich den Händen der Geister, als sie dich vernichten wollten und den Tod



gegen dich ausgesprochen hatten. Auch meine Mutter rettete dich, als, wegen Uebertretung seines Gebotes, ihr Vater dir das Leben nehmen wollte. Aber vor Allem, warum vergißt du den Eid, der dich bindet, meine Mutter nimmer zu verlassen? Hast du nicht versprochen, nicht über ein Jahr fortzubleiben und dann zu ihr zurück zu kehren? Höre mich also, mein Vater, und es wird dir wohl gehen; kehre mit meiner Mutter zurück und fürchte nichts Böses von ihr!"

„Spare deine Worte, mein Sohn Salomon, erwiederte der Vater, „denn niemals werde ich mit deiner Mutter zurückkehren. Alle Eide, die ich geleistet, schwur ich in der Furcht, daß man mir das Leben nehme; sie sind also erzwungen und binden mich an nichts." Der Sohn entgegnete: „Ich will nicht weiter davon sprechen, da du es so befiehlst; aber wisse, daß du dir den Untergang bereitest." Nach diesen Worten eilte der Knabe hinweg, kehrte zu seiner Mutter zurück und erzählte ihr das ganze Gespräch. Diese erblaßte vor Schrecken. „Noch," sprach sie, „zögere ich mit dem Werk der Rache, bevor ich öffentlich vor allem Volke zu ihm gesprochen und aus seinem eigenen Munde seinen Entschluß vernommen. Auch will ich sehen, wie die Menge sich dabei verhalten und wie sie urtheilen wird." Sie erwartete also den Anbruch des Tages, und sobald sie voraussetzen konnte, daß

die Einwohner in der Synagoge versammelt seien, begab sie sich mit den Fürsten und Aeltesten ihres Volkes dahin und sprach zu diesen: „Erwartet mich hier vor der Pforte der Synagoge, ich will hineingehen und hören, was er antworten wird und was er beschlossen hat."

Sie trat also ein, und als die Psalmen und ein Theil der Gebete gelesen waren, sprach sie zum Vorsänger: „Halt inne und bete nicht weiter, bis ich meine Sache vorgetragen." Der Vorsänger sprach: „Rede, wie es dir gefällt." Da wandte sie sich folgendermaßen an die Versammlung: „Höret mich, ihr Männer alle, und schaffet mir Recht gegen diesen hier, der mich getäuscht hat. Sein Name ist Dihon, Sohn Salomo's. Als dieser Ungetreue seiner Sünden wegen in unsere Hände gefallen war, fühlte mein Vater Mitleid für ihn und rettete ihn aus den Händen der Schedim, die ihn erwürgen wollten. Später habe ich ihn vor dem Zorne meines Vaters beschützt, dessen Gebot er übertreten und der ihn verderben wollte. Mein Vater vermählte mich mit ihm und erhob ihn zum Fürsten über alle seine Völker; der Ehebund ward geschlossen nach dem Inhalte des mosaischen Gesetzes und der jüdischen Bräuche, und mein Gatte setzte mir eine bedeutende Summe aus und versprach, mich niemals im Leben zu verlassen. Ja, da er mich bat,

seine frühere Gattin besuchen zu dürfen, schwur er, nicht über ein Jahr auszubleiben und dann getreulich zu mir zurückkehren zu wollen. Sehet hier die Eidesformeln, die er selbst unterzeichnet hat. Jetzt aber will er alle meine Wohlthaten mit Bösem vergelten und weigert sich, mit mir zurück zu kehren. Euch rufe ich demnach auf, daß ihr ihn befraget, warum er so handele, und daß ihr mir heute noch Recht sprechet nach jenen Eidesformeln." Da traten die Richter zusammen und redeten also zu dem Manne: „Sprich, warum kehrst du nicht mit ihr zurück, von der du so viel Gutes empfangen? Wie kannst du überdies zwei Eidschwüre, die du mit eigner Hand unterzeichnet hast, nichtig machen?" „Was ich gethan habe," war die Antwort, „und was ich geschworen habe, das geschah in Zwang und Furcht. Ich wußte wohl, daß sie mich, wenn ich ihrem Willen entgegen gewesen wäre, getödtet hätten; darum habe ich Befreiung von meinem Eide verlangt und auch erhalten. Nun aber will ich nicht mit ihr zurückkehren, denn es ist weder recht, noch geziemend, daß ein Mensch einer Schedin angetraut sei und Schedim zeuge. Vielmehr will ich bei der Gattin weilen, die gleich mir von Menschen abstammt. Ueberdies heißt es deutlich in unserm Gesetze (1. M. 2, 18): „Ich will ihm eine Gehülfin geben, die ihm angenehm sei." Diese aber

ist mir nicht angenehm, darum will ich nicht mit ihr hinweg ziehen. Sie möge hinziehen und sich einen Sched ihres Geschlechtes erwählen; ich aber werde bei meiner ersten Gattin, der Freundin meiner Jugend, bleiben." Darauf sprach die Tochter Asmodai's also zu den Richtern: „Ihr werdet nicht in Abrede stellen, daß jeder, der sich von seinem Weibe trennen will, ihr einen Scheidebrief schreiben und denselben in ihre Hand legen müsse, auch ihre Mitgift rückzuerstatten habe." Die Richter erwiederten: „So ist es Gebrauch und Herkommen und das Recht verlangt es." „So schreibe er," sprach sie, „mir den Scheidebrief und erstatte meine Mitgift wieder." Zugleich zog sie den Ehevertrag hervor, der eine ungeheure, ja unermeßliche Summe nannte. Die Richter erklärten: „Erstatte diese Mitgift oder kehre mit ihr zurück! Aber Dihon entgegnete: „Sehet, mein ganzes Vermögen ist im Lande der Schedim, ich lasse ihnen Alles; aber mit ihr zurückkehren werde ich nie und nimmermehr!" Da sprachen die Richter: „Hüte dich vor Frevel! Du mußt einmal dem Gesetze gemäß handeln, entweder mit ihr ziehen oder ihr Scheidebrief ausfertigen und Aussteuer zurückzahlen; vollziehest du das nicht, so wird der verlassenen Frau Gewalt gegeben, mit dir zu schalten, wie es ihr beliebt." Die Gattin versetzte: „Ich sehe wohl, daß ihr die Gerechtigkeit meiner Sache

anerkennt und ihn den Gesetzen gemäß verurtheilt; doch will ich jetzt selbst nicht, daß er wider seinen Willen mit mir ziehe, denn er hat mich verachtet. Dagegen bitte ich euch, beredet ihn, mich noch einmal zum Abschiede zu küssen, dann will ich in meine Heimath zurückkehren.“ Die Richter wendeten sich an Dihon: „Erfülle doch ihren Willen und küsse sie, unter dieser Bedingung will sie selbst alle Klage von dir nehmen!“ Da trat er hin und küßte sie. Sie aber tödtete ihn auf der Stelle, indem sie sprach: „Nimm dies zum Lohne dafür, daß du deinen Eid gebrochen, das Gebot deines Vaters verachtet und mich getäuscht hast; du wolltest mich verlassen und zur Wittwe machen, bei Lebzeiten des Gatten. Jetzt wird deine Gattin als Wittwe und Verlassene dich überleben. Ein altes Wort lehrt: „Die mir nach dem Besitz des Gatten trachtet, soll umkommen, und er soll weder mir noch ihr zum Heile und Frommen sein.“ Darauf wandte sie sich an die Versammlung mit den Worten: „Wollt ihr euer Leben retten, so nehmt diesen meinen Sohn Salomon zum Fürsten und Herrn und Feldhauptmann an, denn er ist von euerm Stamme und kann und wird bei euch bleiben. Da ich seinen Vater getödtet habe, so soll er nicht in meiner Nähe weilen, damit sein Anblick meinen Schmerz nicht erneue und mir ein beständiges Herzeleid werde. Dafür

will ich ihn zum Erben unermeßlicher Schätze machen, damit er keines irdischen Besitzes entbehre. Ihr aber wollet nur anordnen, daß er vor den übrigen Brüdern von der väterlichen Erbschaft seinen Theil habe."

Die Versammlung gehorchte ihr und sie setzten ihn zum Fürsten über die Stadt, zum Herrn und Feldhauptmann; und er herrschte lange über sie. Die Mutter aber kehrte in die Heimath zurück. —

Dies war das Ende eines Mannes, der die Heiligkeit des Eides und das Gebot seines Vaters verachtet hatte.

Die Frauen der Bibel,

ihre Würde und ihr Lob.

Wie liebenswürdig erschienen Sie mir jüngst, verehrte Frau, und wie sehr sind Sie sich der Herrschaft bewußt, die Sie über mich ausüben. In einer unseren Unterhaltungen äußerte ich vorübergehend, daß es eine irrige Meinung sei, anzunehmen, daß bei den Israeliten der ältesten Zeiten die Frau nur als ein tief unter dem Manne stehendes Wesen betrachtet und fast einer Sklavin gleich behandelt worden sei.

Jede Andere würde dies für eine jener oberflächlichen Behauptungen gehalten haben, die man ohne Beweis wagt und zu keinem anderen Zwecke äußert, als die Unterhaltung zu beleben. Sie, Verehrteste, sagten einfach darauf, daß Sie mich als glaubwürdig kennen, und als fühlten Sie, daß diese Worte ganz den Anschein der gewöhnlichen höflichen Redensarten haben, so gefiel es Ihnen, hinzuzufügen, daß ich diese Worte sicher nicht auf's Geradewohl geäußert hätte, und Sie wünschen, daß ich den Gegenstand ernstlich behandle und Ihnen die Gründe angebe, die mir jene Ueberzeugung beigebracht haben.

Ich weiß nicht, ob ich mich in einem andern Falle entschließen würde, Ihrem Wunsche zu willfahren, obwohl ich nichts lebhafter verlange, als Ihnen zu gefallen, da Sie doch selbst wissen, daß es mir an Zeit fehlt, um theologische Dissertationen zu meiner Zerstreuung abzufassen. Glücklicherweise jedoch bin ich eben auf dem Lande angelangt. Alles, sogar die Erinnerung an die wenig erfreulichen literarischen Kritiken, welche mir manchmal Ihr Bedauern erwirkten, ließ ich in der Stadt zurück.

O, wie herrlich ist dieses Landleben! Im üppigsten Saatenschmucke prangen die gesegneten Fluren, die Krone der Hügel, die Linde wirft ihre kühlenden Schatten hinab in die Thäler, vom Berge winkt stolz die Tanne dem entzückt durch die blumigen Auen Wallenden. Es dünkt mich, als ob ich hier über die ganze Natur herrschte, als ob ich in den Frühlingstagen der Erde, in Zeiten der Schöpfung lebte, in jenen Tagen, wo die ersten der Menschen auf Erden blüthen, Adam und

Eva.

Eva war die Gefährtin Adams, und seines Gleichen, durch ihn und für ihn lebend. Sie theilte sein Glück, seine Freuden, die Macht, die er über diese weite Erde besaß. Dies war das würdige Loos der ersten Frau, dies der Platz, den ihr der gütige Schöpfer

an der Seite ihres Gatten anwies. Und so entstanden die zahlreichen und rührenden Beziehungen, welche sich zwischen den beiden Geschlechtern anknüpften, Beziehungen, welche aus Zweien ein Wesen machten, zwei Gedanken für einen Willen gestalteten, oder in seltenen Fällen zwei verschiedene Wünsche zuließen, damit sich die Gelegenheit zu einem wechselseitigen Opfer, zu einem gegenseitigen Austausch der Gesinnungen und Meinungen darböte. Aus dieser sanften Zuneigung, aus dieser zärtlichen Vereinigung der Seelen, entstand jenes unaussprechliche Glück, welches eine menschliche Feder nicht zu beschreiben, ein irdischer Griffel nicht zu schildern vermag, weil nur Gott es denken konnte.

Sara.

Zwanzig Geschlechtsfolgen liegen zwischen Adam und Abraham, Israels Stammvater, in der Mitte. Unsittlichkeit und allgemeine Entartung hatten während dieser langen Zeit die Frau herabgewürdigt; sie wurde nicht nur für immer abhängig von dem Willen ihres Mannes, sondern ward auch die Sklavin seiner Launen. Erst Sara, Abrahams Ehegattin, wurde wiederum von ihrem tugendhaften Gatten auf die Höhe, die der Allgütige der Frau angewiesen, erhoben. Sie erfreute sich der größten Hochachtung von Seiten ihres edlen Mannes. Gott selbst sprach zu

Abraham: „Thue Alles, was Sara dir sagt." Er lobte ihre Bescheidenheit den Engeln, die ihn besuchten, und als sie starb, beweinte und betrauerte er sie auf's Innigste.

Rebekka.

Um seinen Sohn Isaak eine eben so würdige Gattin zu verschaffen, wie Sara gewesen, sandte Abraham seinen ältesten Diener Elieser nach seinem Heimathlande, mit dem Auftrag, eine Jungfrau aus seiner Familie für ihn zu erwählen.

Elieser reiste nach Haran, versehen mit seines Herrn Vollmacht und vielen Kostbarkeiten. Er findet Rebekka und sichert sich deren Aufmerksamkeit durch Geschenke. Sie zeigt sie ihrem Bruder Laban, welcher nun Elieser entgegen gehet. Dieser erklärt die Ursache seiner Reise, zeigt seine Vollmacht und fragt die Eltern über die von seinem Herrn vorgeschlagene Vermählung. Sie antworteten ihm: „Hier steht Rebekka vor dir. Nimm sie mit dir und sie werde die Frau dem Sohne deines Herrn." Alsdann überreichte Elieser der Rebekka noch reichere Geschenke, nach erhaltenem Auftrage, welche in goldenen und silbernen Kleinodien und kostbaren Kleidern bestanden.

Aehnliche gab er auch dem Bruder Rebekkas und deren Mutter; hierauf folgte ein großes Festmahl und der Bote Abrahams lebte einige Tage mit Bethuel

und seiner Familie zusammen. Endlich bestimmt er den Tag seiner Abreise; Vater, Mutter und Bruder verlangen noch einen Aufschub von zehn Tage für Rebekka und versprachen, daß sie nach diesem Zeitraum abreisen würde. Elieser besteht auf die baldige Abreise.

Rufen wir die Jungfrau, sagten Rebekkas Verwandte, damit wir deren eigenen Willen hören. Sie kommt und willigt darein, sobald es Elieser verlange, abzureisen.

Sie zieht fort in Begleitung ihrer Amme, ihrer Frauen und eines, ihrer würdigen Gefolges, begleitet von den Wünschen und Segnungen ihrer Familie. Isaak geht ihr bei der Ankunft entgegen. Rebekka, die man davon benachrichtigt hatte, steigt von ihrem Kameele, aus Achtung für ihn, ab und verschleiert sich.

Elieser stellt sie dem Isaak vor, welcher sie in das Zelt führt, oder wenn man will, in die Gemächer Saras, seiner Mutter, und sie erfreute sich von Seiten ihres Gatten derselben Hochachtung, welche Sara von Abraham zu Theil geworden.

Rachel.

Der Unmuth der zärtlichen Mutter über Esaus Mißheirath von ihrem treuen Manne getheilt, bewog sie zur Absendung Jakobs nach ihrem Vaterlande, denn Laban, ihr Bruder, besaß zwei Töchter.

Die zweite Tochter Laban's war ausnehmend schön und anmuthig. Jacob, der sie am Brunnen traf, wo sie ihre Heerde tränkte, empfand sogleich Liebe für sie und verpflichtete sich, dem Laban sieben Jahre lang zu dienen, nach welcher Frist derselbe sie ihm zur Frau zu geben versprach. Aber als diese Zeit vorüber war, gebrauchte Laban eine List, um ihm anstatt Rachel, Lea zur Frau zu geben, seine ältere Tochter, deren Häßlichkeit fürchten ließ, daß er nicht leicht einen Gatten für sie finden würde. Er entschuldigte sich deßwegen bei Jacob mit der Landessitte, welche nicht erlaubte, daß man die Jüngere vor der Aelteren verheirathe.

Nichts destoweniger versprach Laban auch Rachel dem Jacob zur Ehe zu geben, wenn er ihm noch fernere sieben Jahre dienen würde. In allen diesen Familiengeschichten bekundet sich eine hohe Würdidigung der Ehe und der daraus entstehenden Rechte der Frauen auf die Treue des Mannes.

Lea.

Aus kindlicher Liebe opferte sich Lea der List ihres Vaters. Jacob, welcher die Ergebenheit der Lea kannte, wendete auch ihr seine Neigung zu. Er stellte sie der Rachel gleich, und wir erkennen die Hochachtung Jacobs für Lea, wie für Rachel, daraus, daß, als er sich von Laban hintergangen sah, er sie

um Rath fragte, bevor er sich entschloß, nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Lea genoß bei ihrem Leben alle Rechte der geliebteren Gattin, und als sie starb, wurde sie in dem Erbbegräbniß beigesetzt, wohin Rachels Leiche nicht gebracht wurde, weil sie auf dem Wege gestorben war.

Thamar.

Unter den Frauen des Hauses Israel wird Thamar als ein Muster der edelsten Hingebung gerühmt. Sie würde eher den Scheiterhaufen bestiegen haben, als daß sie ihren Schwiegervater hätte erröthen machen. Dieser, von dem würdigen Benehmen Thamar's gerührt, bekannte öffentlich, daß sie gerechter sei als er, da er ihr vorher seinen Sohn Selah nicht zum Gatten hatte geben wollen.

Schiprah und Puah.

Das Beispiel der Ergebenheit Thamar's führt uns zu dem nicht minder glänzenden Beispiele der Hingebung jener edlen Frauen, der israelitischen Hebammen in Egypten, von denen zwei, Schiprah und Puah, namentlich hervorgehoben werden Sie setzten sich lieber dem Zorne Pharao's aus, als daß sie seinem grausamen Befehl und seinen frevelhaften Willen erfüllt hätten. Gott belohnte ihre Treue und segnete sie mit einer zahlreichen Nachkommenschaft und einem geehrten Namen in Israel.

Zipora.

Wer kennt nicht die Tochter Jethro's und die Frau von Moses? Sie rettete ihren Gatten in Lebensgefahr, auf dem Wege nach Egypten, wo sie mit ihren zwei Kindern, den großen Mann, den größten der Menschheit, begleitete.

Mirjam.

Die erste der Prophetinnen und eine der berühmtesten Frauen in Israel. Die Schwester des Moses, trug sie viel zu seiner Rettung bei. Sie begleitete ihn in die Verbannung, in die Wüste, und als er am rothen Meere das herrliche Siegeslied anstimmte, wiederholte sie mit hellen Paukenklängen für die Frauen den erhabenen Lobgesang Moses.

Mirjam ward ihren Brüdern Moses und Aaron gleichgestellt; und die ganze Nation betrauerte ihr Hinscheiden und setzte, während ganzer sieben Tage, den Zug nach Palästina aus. Sie starb hochgeehrt in Kadesch und wurde dort mit großen Ehren begraben.

Deborah.

Deborah, Frau des Lapidoth, ein Heldenweib im wahren Sinne des Wortes, gewann, zur Zeit des Jabin, so großen Einfluß auf die Geschicke der Ihrigen, daß sie als Prophetin selbst um Gottes Wort

befragt ward. In einer palmenreichen Gegend, nach ihr Thamar Deborah genannt, auf dem Gebirge Ephraim, pflegte sie ihren Sitz zu nehmen, wenn sie Recht sprach. Sie forderte den Barak ben Abinoam in Kedesch, vom Stamm Naphtali, auf, die Macht des Jabin zu zernichten. Dieser gehorchte, doch nur unter der Bedingung, daß sie selbst mit in den Krieg zöge. Sie willigte ein. Barak sammelte zehntausend Mann aus Sebulon und Naphtali. Sisera, der Feldhauptmann Jabins, erschien mit seiner Kriegsmacht am Kison-Bach; eine Schlacht entschied. Das Heer des Sisera ward völlig geschlagen, er selbst entfloh zu Fuß, während die Sieger bis zur Hauptstadt die Feinde verfolgten und alles Lebendige niedermachten.

Deborah feierte den Sieg durch jenes herrliche Triumphlied, das ihren Namen führt, und das eines der schönsten Kapitel in dem Buche der Richter ausfüllt.

Jaël.

Jaël, Frau des Heber, machte sich durch eine That bemerkbar, welche zwar das Gepräge einer Zeit rauher Sitten trägt, welche aber einen im Weibe seltenen Muth voraussetzen läßt. Als nämlich Sisera, der Feind der Nation, bei ihr Schutz suchte, da ward

er freundlich empfangen; und nachdem er eingeschlafen war, schlug sie ihm den Zeltnagel durch den Kopf und heftete ihn an die Erde fest. Deborah rühmt diese That in ihrem prächtigen Liede, die in der maßlosen Gewaltherrschaft Jabins über die Israeliten und in dem dadurch erzeugten Hasse, wenn auch nicht eine Entschuldigung, doch eine Erklärung findet.

Die Frau aus Thebez.

Aber nicht nur Sisera fiel durch eines Weibes Hand, auch der Verbrecher Abimelech wurde durch eine Frau dem Tode überliefert. Als er nämlich in der Stadt Thebez den Thurm, in dem die Einwohner Zuflucht gesucht, mit eigner Hand in Brand stecken wollte, zerschmetterte ihm ein Mühlstein, den eine Frau — die biblische Urkunde verschweigt ihren Namen — von oben herab warf, das Haupt. Schon im Todeskampfe, rief er seinem Waffenträger zu: „Zieh' dein Schwert und tödte mich, damit es nicht heiße, ein Weib habe mich getödtet!"

Die Tochter Jephtha's.

Die Geschichte hat uns den Namen der Frau aus Thebez verschwiegen, ebenso hat sie uns den der Tochter Jephta's nicht aufbewahrt. Die Opferung dieser

befragt ward. In einer palmenreichen Gegend, nach ihr Thamar Deborah genannt, auf dem Gebirge Ephraim, pflegte sie ihren Sitz zu nehmen, wenn sie Recht sprach. Sie forderte den Barak ben Abinoam in Kedesch, vom Stamm Naphtali, auf, die Macht des Jabin zu zernichten. Dieser gehorchte, doch nur unter der Bedingung, daß sie selbst mit in den Krieg zöge. Sie willigte ein. Barak sammelte zehntausend Mann aus Sebulon und Naphtali. Sisera, der Feldhauptmann Jabins, erschien mit seiner Kriegsmacht am Kison-Bach; eine Schlacht entschied. Das Heer des Sisera ward völlig geschlagen, er selbst entfloh zu Fuß, während die Sieger bis zur Hauptstadt die Feinde verfolgten und alles Lebendige niedermachten.

Deborah feierte den Sieg durch jenes herrliche Triumphlied, das ihren Namen führt, und das eines der schönsten Kapitel in dem Buche der Richter ausfüllt.

Jaël.

Jaël, Frau des Heber, machte sich durch eine That bemerkbar, welche zwar das Gepräge einer Zeit rauher Sitten trägt, welche aber einen im Weibe seltenen Muth voraussetzen läßt. Als nämlich Sisera, der Feind der Nation, bei ihr Schutz suchte, da ward

er freundlich empfangen; und nachdem er einge- schlafen war, schlug sie ihm den Zeltnagel durch den Kopf und heftete ihn an die Erde fest. Deborah rühmt diese That in ihrem prächtigen Liede, die in der maßlosen Gewaltherrschaft Jabins über die Israeliten und in dem dadurch erzeugten Hasse, wenn auch nicht eine Entschuldigung, doch eine Er- klärung findet.

Die Frau aus Thebez.

Aber nicht nur Sisera fiel durch eines Weibes Hand, auch der Verbrecher Abimelech wurde durch eine Frau dem Tode überliefert. Als er nämlich in der Stadt Thebez den Thurm, in dem die Einwoh- ner Zuflucht gesucht, mit eigner Hand in Brand stecken wollte, zerschmetterte ihm ein Mühlstein, den eine Frau — die biblische Urkunde verschweigt ihren Namen — von oben herab warf, das Haupt. Schon im Todeskampfe, rief er seinem Waffenträger zu: „Zieh' dein Schwert und tödte mich, damit es nicht heiße, ein Weib habe mich getödtet!"

Die Tochter Jephtha's.

Die Geschichte hat uns den Namen der Frau aus Thebez verschwiegen, ebenso hat sie uns den der Toch- ter Jephta's nicht aufbewahrt. Die Opferung dieser

ergebenen Jungfrau wurde durch alle Jahrhunderte hindurch gefeiert. Jephta, der siebente Richter Israels, hatte das Erste, was ihm bei der Heimkehr vom Siege aus der Pforte seines Hauses begegnen würde, zu opfern gelobt. Seine erfreute Tochter, sein einziges Kind, hatte singend und tanzend das Haus verlassen, um den geliebten Vater zu umarmen. Sobald der unglückliche Jephta dieselbe erblickte, zerriß er seine Kleider und gab sich der Verzweiflung hin. Die arme Tochter unterwarf sich ihrem Schicksale mit gottergebenem Sinn; „das Einzige, sprach sie, erflehe ich mir; laß mich zwei Monate hindurch mit meinen Gefährtinnen über mein jugendliches Leben auf den Bergen Klagelieder anstimmen!“ Dies ward ihr gewährt und nach zwei Monaten erfüllte der unglückseligste Vater sein Gelübde! Alljährlich wurde von Israels Jungfrauen eine Klagefeier zum Andenken der unglücklichen Tochter Jephta's gehalten.

Die Frau Manoachs.

Eine dritte berühmte Frau, deren Namen uns nicht bekannt geworden, ist die Gattin Manoachs, aus Zorea im Stamme Dan. Sie war lange kinderlos, bis ihr ein Engel Gottes erschien und ihr die Geburt eines Sohnes verkündete. Es war dies

Simson, der wegen seiner Heldenthaten so außerordentlich bekannt geworden ist. Der Engel erschien auch ihrem Manne, und fuhr, im Angesichte beider Eheleute, gen Himmel, über der Flamme des Opfers, das Manoach dem Ewigen brachte. Manoach hatte Furcht vor der Erscheinung und sagte zu seiner Frau: „Wir sind des Todes! Wir haben ein göttliches Wesen gesehen.“ Seine Frau aber erwiederte: „Wollte der Ewige unsern Tod, so würde er kein Opfer von uns angenommen haben.“

Hannah,

Die Frau des Leviten Elkana aus Rama, entbehrte ebenfalls des ehelichen Segens. In jenen Zeiten wurde die Kinderlosigkeit einer Frau als ein erniedrigendes Unglück betrachtet. Die Thränen und Gebete Hannahs bewegten den Ewigen. Als sie daher zu Schiloh im Zelte Gottes einen Sprößling erflehte, gab ihr der Priester Eli seinen Segen und sie genas eines Sohnes. Dieser Sohn, den die fromme Mutter dem Heiligthume zu widmen gelobt hatte, hieß Samuel und erwuchs neben den Söhnen Eli's im Stiftszelte zu Schiloh. Auf diese tugendhafte Hannah ist anwendbar jener schöne Spruch: „Wer ein biederes Weib gefunden, der hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen.“

N o a m i.

Diese edle Frau, ebenso bescheiden im Glücke, als standhaft im Unglücke, lebte in Betlehem zur Zeit, als die Richter noch über Israel regierten. Während einer Hungersnoth flüchtete sie sich mit ihrem Manne und ihren zwei Söhnen ins Land der Moabiter. Dort verheiratheten sich diese, aber bald starben sie sammt ihrem Vater. Die unglückliche Wittwe und Mutter blieb allein mit ihren zwei Schwiegertöchtern übrig. Sie entschloß sich, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, um dort in der Erinnerung ihres vergangenen Glückes zu leben.

Als sie in Betlehem ankam, staunte die ganze Stadt über sie und sprach: „diese soll Noami sein?"

Sie aber antwortete: „O nennet mich nicht mehr N o a m i — die Vergnügte — nennt mich vielmehr M a r a h — die Betrübte — denn der Allmächtige hat mich sehr betrübt. Voll ging ich von hier weg und leer brachte der Ewige mich zurück."

R u t h.

Ein schönes Beispiel der kindlichen Liebe ist Ruth, die Schwiegertochter der Noami. Sie wollte ihre Schwiegermutter im Unglücke nicht verlassen. Umsonst suchte die gute Noami sie von ihrem Entschlusse abzubringen; sie erwiederte: „Dringe doch nicht so sehr

in mich, daß ich dich verlassen und von dir hinweg-
ziehen soll. Denn nur wo du hingehest, werde auch
ich hingehen, und wo du bleibst, da bleibe auch ich:
wo du sterben wirst, will auch ich sterben und dort
begraben werden. Der Ewige möge mich strafen,
wenn selbst der Tod mich von dir trennen sollte."
Ruth fand den Lohn dieser großmüthigen Hingebung
in ihrer Verheirathung mit dem ebenso braven und
gottesfürchtigen als reichen und angesehenen Boas.
Aus diesem Ehebündniß entsprang das Geschlecht des
Königs David.

Rabbi Andras,

oder

die gelehrten Frauen in Israël.

I.

Andras, der fromme Rabbiner, trat mit seiner Gemahlin Gracia in den Garten unseres Landhauses. Nach den ersten Höflichkeiten der Begrüßung führte ich, als Herr des Hauses, die ehrwürdigen Gäste in den Schatten der Jasminlaube, wohin meine Frau soeben mehrere Damen, unsere Freundinnen, hinbegleitet hatte. Es war ein schöner Abend: Der Himmel glühte über den Gebirgen. Die höchsten Felsen und die erhabensten Bäume strahlten rosenroth. Goldstreifen zitterten zwischen bläulichen Schatten über die ganze Landschaft. Der Glanz dieses Schauspiels begeisterte alle Herzen. „O Gott!" rief der Rabbi, seine Augen gegen den Himmel gerichtet: „wie wenig gehört dazu auf Erden glücklich zu sein, und wie Wenige sind es! Der Mensch in seinem eitelen Wahne, hascht ewig nach vermeintlichem Glücke, das er nie erreicht, oder das ihn nie befriedigt. Dann weint

er und klagt die Welt und ihren erhabenen Urheber an, über das Elend des menschlichen Wesens!"

„Ganz wahr, hochwürdiger Lehrer!" sagte ich zu ihm: „Kein Sterblicher erreicht hienieden auch nur den hundertsten Theil seines Begehrens."

„Mir scheint", antwortete Madame Gracia, „die Frau sei genügsamer in ihren Wünschen als der Mann."

Der Rabbiner lächelte. Meine Gemahlin unterstützte die Meinung der Madame Gracia. „In der That", sprach sie; „keiner Frau ist noch je eingefallen, wie den meisten Männern, ihr Glück in einem eitelen Titel, oder in einer Kinderklapper, die man Orden nennt, zu suchen."

„Und doch nennt man uns", antwortete sie: „Leichtsinnige, eitle Geschöpfe."

„Das sind die Talmudisten, die diese Meinung aussprechen", sagte Adelina, eine unserer Freundinnen. „Diese galanten Herren nehmen keinen Anstand, die Unwissenheit unseres Geschlechts zu befördern; sie haben als feste Regel: „Wer seine Tochter die Tora (das Gesetz) lehrt, der lehrt sie etwas Unwürdiges!"

Der Rabbiner wurde ernst und sprach nach einer Weile: „Allerdings, sagten dies die Talmudisten; allein sie werden hier, wie sonst sehr oft, ganz mißverstanden, denn wer die Schriften unserer Gesetzlehrer

kennt, der weiß wie sehr sie die höchste Achtung für das weibliche Geschlecht allenthalben empfehlen. Sie haben zum Grundsatz: „Ehret die Frauen, auf daß es euch wohl ergehe."

„Was meinten sie aber wirklich, Herr Rabbiner!" versetzte die Freundin Adelina mit dem mehr als unhöflichen Satze: „Wer seine Tochter die Tora lehrt, der lehrt sie etwas Unwürdiges!"

„Nichts anders, Madame!" erwiederte Andras: „als wer seiner Tochter den Kopf mit dem schweren Studium der Tora anfüllt, sie etwas für den weiblichen Beruf ganz Unpassendes lehrt. In diesem Sinne sagten sie auch: „Der Frau geziemt keine andere Weisheit als der Spinnrocken", denn die gelehrten Frauen erfüllen selten ihren Beruf als Hausfrauen. Doch waren diese Grundsätze nicht allgemein, und es gab zu allen Zeiten Frauen in Israel, die sich sowohl in der Tora als in den Wissenschaften ausgezeichnet haben."

Frau Adelina erhob sich bei diesen Worten Andras, mit, von einem edlen Eifer gerötheten Angesichte. „O Herr Rabbiner!" rief sie; „bitte, nennen Sie uns diese seltenen Frauen! Ich glaubte immer, daß das jüdische Weib, als ein so geringfügiges Wesen betrachtet, sich nie mit höherer Wissenschaft beschäftigen konnte."

„Wohlan, meine liebenswürdigen Damen!“ sagte der gute Rabbiner; „der Abend ist schön. Wir mögen seiner nicht froher werden als in der Erinnerung dieser schönen Geister. Ich führe sie Ihnen vor, wie sie mir das Gedächtniß eingibt, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort.“

„Die Poesie zunächst, dem Zartgefühle des schönen Geschlechtes mehr als alle andere Wissenschaften zusagend, zählt unter uns viele Dichterinnen, an deren Spitze

Esther ha=Levi

glänzt. Sie war die Tochter des gefeierten Abu'l-Hassan Juda ha-Levi, und halb Kind noch, ertönten schon ihre Saiten von hebräischen Liedern. Man hat noch von ihr geistreiche Epigrammen, die sie dem großen Dichter Ebn Esra widmete. Sie schrieb auch ein schönes Gebet, in welchem sie sich Bat ha=Levi (Tochter ha=Levi's) zeichnete. —

Der Esther ha=Levi ganz würdig zur Seite stehend, nenne ich Ihnen

Debora Ascarelli,

aus Rom — ein Stolz ihres Geschlechtes. Sie war die Frau des Rabbiners Joseph Ascarelli und lebte im Anfange des 17. Jahrhunderts. In der hebräischen Sprache und in der italienischen Dichtkunst gleich sehr geübt, schrieb sie eine italienische Uebersetzung der

heiligen Gesänge Moses Rieti's, welche in Venedig 1602 im Druck erschienen ist. David dela Rocca, der jene poetische Uebersetzung 1609 neu auflegte, widmete in dieser Auflage der Verfasserin ihr eigenes Werk. Debora übersetzte in obengenannter Sprache auch die mit den Worten: „Seele lobe Gott!“ anfangende Hymne des Rabbi Bechai, die große Beichte (Viddui) des Rabbi Nissim und das im Gebetbuche nach sephardischem Ritus befindliche „Seder Aboda“ (Opfer-Ritual für den Versöhnungstag).

Ferner erlaube ich mir, Sie bekannt zu machen mit der wackeren

Sara Copia.

Sara Sulam Copia war eine sehr edle Frau aus Venedig, von lebhaftem Geiste und feiner Erziehung. Sie widmete sich der Dichtkunst und den Wissenschaften und genoß in ihrer Zeit einen großen Ruf. Cinelli nennt sie eine berühmte Dichterin, und sie war dies in der That, da Leo da Modena, der sich zu jener Zeit durch seine Werke so sehr auszeichnete, ihr Salomon Usque's Trauerspiel: Esther (Venedig 1619), zueignete. Sara Copia schrieb ein Werkchen über die Unsterblichkeit der Seele, wobei sie mit Balth. Bonifacio in Streit gerieth. Einige Gedichte, die sich in Ceba's Briefen an Sie und in der Sammlung von Zinano befinden, sind

sehr schön. Auch findet man drei geistreiche Sonnete von ihr in Bergalli's Componimento poetici delle piu illustri rimatrici, Venedig 1726.

Folgen Sie mir nach Holland, zu

Isabella Correa.

In Amsterdam lebte, aus spanischem Stamme, eine liebenswürdige Sängerin mit Namen Isabella Correa. Sie gab (1694) El Pastor Fido, aus dem italienischen ins spanische Metrum übersetzt, und mit eigenen Betrachtungen bereichert, heraus. Diese poetische Bearbeitung des Kunstwerkes Guarini's, erfreute sich der besten Aufnahme; die geistreiche Verfasserin erlebte mehrere Auflagen ihrer schönen Dichtung.

An sie reihet sich

Sara de Fonseca.

oder, wie ihr ganzer Name lautet: Dona Sara de Fonseca Pina y Pimentel. Sie war ebenfalls von spanischer Abstammung und besang die spanische Uebersetzung der Psalmen in Versen, von Daniel Israel Lopez Laguna, die 1720 unter dem Titel: Espejo fiel de Vidas (treuer Spiegel des Lebens) in London erschienen. —

Weiter nenne ich Ihnen:

Bienbenida Cohen Belmonte.

Von spanischen Eltern geboren, hatte sie sich durch ein Gedicht zum Lobe des Lopez Laguna, Verfasser des „treuen Spiegel des Lebens“, bekannt gemacht. Andere poetische Arbeiten unserer Dichterin sind nicht veröffentlicht worden.

Ebenfalls spanischer Abkunft ist:

Manuella Nunes de Almeida.

Auch sie schrieb zur Ehre des gefeierten Daniel Israel Lopez Laguna, wie man aus seinem: Espejo fiel de Vidas, der prachtvoll in London 1720 erschienen, ersieht. —

Wenden wir uns nach unserem Deutschland. Hier blühete

Taube Pan,

Ehegattin des Rabbi Jakob Pan in Prag, am Anfange des 17. Jahrhunderts. Sie war die Tochter des Rabbi Loeb Pizker und Schwester des Jacob Pizker. Taube Pan beschäftigte sich mit der jüdisch-deutschen Dichtkunst und dichtete einen Gesang der aus 5 Seiten Mitteloctav, ohne Angabe des Jahres und Ortes, gedruckt wurde, wahrscheinlich in Prag 1609, wo ihr obengenannter Bruder Setzer, bei dem Drucker Gerschom Cohen, war. Das Gedicht ist betitelt:

Ein schönes Lied, neu gemacht,
Beloschen Techina ist's worden ausgetracht.

Die Verfasserin zeichnet ihren Namen in der letzten Strophe.

Wenn jetzt wollt wissen wer das Lied hat gemacht,
Taube, Weib des R. Joseph Pan hat es dertracht.
Tochter des ehrwürdigen Rabbi Loeb Pizker, zal!
Der Ewige mög uns behüten al.

Zwischen Taube Pan und der liebenswürdigen

Henriette Ottenheimer,

liegen mehr als drei Jahrhunderte; während dieser so langen Zeit, hat sich die deutsche Sprache verbessert und gebildet. Hier ein Beispiel, das zugleich uns einen Beweis vom tiefen Gefühle und schönen Talent der Henriette Ottenheimer gibt:

„Ich bin Joseph!" spricht mit heißen Thränen
Der, den Jacob's Aug' als todt beweint,
Zu den Brüdern, die verdammt sich wähnen,
Welchen er als Rachegeist erscheint.

Ihre Herzen faßt ein banges Zagen,
Ihr Gewißen spricht mit Donnerwort.
Dürfen sie dennoch zu hoffen wagen,
Wo sie Haß gesät durch Glückes Mord?

Sündbefleckte, ach, in eurer Seelen
Strömet nicht die Glaubesächter Born.
Seine Wellen würden auch erzählen:
„Liebesmacht besieget Groll und Zorn!"

Joseph aber naht mit Freundesmilde
Den Verzagten, welche Reue beugt,
Also sich in Paradiesgefilde
Einst die Gnade aller Sündern neigt.

„Laßt euch das Geschehene nicht verbrießen"
Spricht er, „lobet froh die reiche Hand,
Die aus Uebelthaten Heil läßt springen;
Gott, nicht ich, hat mich hierhergesandt."

Eines nur lehrt liebend uns versöhnen,
Löst in Harmonie des Lebens Streit,
Glaube, Gotteshauch, du Quelle des Schönen,
Der die Brust zum reinen Tempel weiht.

Wenden wir uns von der himmlichen Tochter „Poesie", zu der Gotteslehre, so finden wir erstens:

Beruria,

eine im Talmud sehr berühmte Frau. Sie war die Tochter des Chananja ben Tardion, und Gattin des äußerst gelehrten Rabbi Meir. Ihr frommer Sinn zeigt sich bei folgenden Gelegenheiten. In der Nachbarschaft des Rabbi Meir hauste ein liederliches Gesindel, welches ihm viele Kränkungen verursachte. Der Rabbi flehete zu Gott, um den Tod dieser bösen Rotte. Da unterbrach ihn Beruria sein frommes Weib: Was denkst du Geliebter! es heißt ja: die Sünden mögen von der Erde vergehen (Psalm 104, 35), aber nicht die Sünder, darum heißt es ferner: und die Bösen werden nicht mehr sein; denn

wann die Sünde aufhört, dann gibt es keine Sünder mehr; o flehe lieber, daß sie reumüthig zurückkehren.

Einst saß Rabbi Meir den ganzen Sabbath in der Synagoge und unterrichtete das Volk. Aber während er vom Hause abwesend war, starben seine zwei Söhne, die beide von ungewöhnlicher Schönheit und des Gesetzes kundig waren. Beruria trug sie in ihr Schlafgemach und legte sie auf ihr Ehebett und deckte ein weißes Tuch über die Leichname. Gegen Abend kam Rabbi Meir nach Hause. „Wo sind meine geliebten Söhne," fragte er, „daß ich ihnen meinen Segen geben kann?" „Sie sind in die Synagoge gegangen!" war die Antwort.

„Ich schaute mehr als einmal ringsherum in der Schule, und sah sie nicht!" erwiederte der Rabbi.

Die Frau brachte ihm einen Becher und er lobte den Herrn, denn der Sabbath ging zu Ende. Dann trank er und fragte wiederum:

„Wo sind meine Söhne, daß sie trinken aus dem gesegneten Becher?"

„Sie werden nicht fern sein!" sprach Beruria und trug Speise vor ihm auf, daß er essen möchte.

Er aber war fröhlich und wohlgemuth und als er nach dem Mahle gebetet hatte, sagte sie zu ihm:

„Rabbi, so du es erlaubst, möchte ich wohl eine Frage an dich thun?“

„So frage nur, meine Liebe!“ antwortete er.

„Vor einigen Tagen gab mir Jemand etliche Kleinodien aufzubewahren und nun fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm zurückgeben?“

„Diese Frage sollte mein Weib an mich zu thun, nicht für nöthig gehalten haben!“ sprach Rabbi Meir. „Wie wolltest du anstehen oder unwillig irgend Jemanden sein Eigenthum zurückerstatten?“

„Nein!“ erwiederte sie. „Aber doch hielt ich es für das Beste, sie nicht zurückzugeben, bis du davon unterrichtet seist!“

Und sie führte ihn hierauf in's Schlafgemach und trat zum Bette und nahm das weiße Tuch von den Leichnamen weg.

„Ach, meine Söhne! meine Söhne!“ jammerte da der Vater laut. „Meine Söhne! das Licht meiner Augen: die Leuchte meines Verstandes! Ich war euer Vater, aber ihr lehrtet mich das Gesetz.“

Da drehte sich die Mutter hinweg und weinte bitterlich. Endlich nahm sie ihres Gatten Hand und sagte: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, nicht mit Unwillen das was uns anvertraut war, zurückzugeben? Siehe, der Herr hat sie gegeben und hat sie genommen. Der Name des Ewigen sei gelobt!“

„Der Name des Ewigen sei gelobt!“ wiederholte Rabbi Meir, und gelobt sei sein Name auch um Deinetwillen! Denn es steht geschrieben: „Wer ein tugendhaft Weib fand, hat einen größern Schatz, als köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge ist freundliche Lehre!“

Jaltha.

Die Gattin des Rabbi Nachman, eine im Talmud nicht weniger berühmte Frau als Beruria. Sie war geistreich und gelehrt aber nichts weniger als sanft. Man erzählt so manche Anecdote von ihr, die wir nicht erwähnen, weil sie wenig Interesse darbieten.

Jungfrau ha-Levi.

Petachia von Regensburg erzählt in seiner Reisebeschreibung von dieser schönen Gelehrten, daß sie in der heiligen Schrift und in dem Talmud sehr erfahren war. Diese Jungfrau hatte eine Menge Schüler, welche sie öffentlich unterrichtete. Damit sich aber Niemand von ihren Schülern in sie verlieben möchte, so saß sie bei ihren öffentlichen Vorlesungen hinter einem Gitter, so daß man sie zwar hören, aber nicht sehen konnte.

Ihr ebenbürtig war:

Mirjam Laurier.

Sie lebte ein Jahrhundert nach der Jungfrau

heiligen Gesänge Moses Rieti's, welche in Venedig 1602 im Druck erschienen ist. David dela Rocca, der jene poetische Uebersetzung 1609 neu auflegte, widmete in dieser Auflage der Verfasserin ihr eigenes Werk. Debora übersetzte in obengenannter Sprache auch die mit den Worten: „Seele lobe Gott!" anfangende Hymne des Rabbi Bechai, die große Beichte (Viddui) des Rabbi Nissim und das im Gebetbuche nach sephardischem Ritus befindliche „Seder Aboda" (Opfer-Ritual für den Versöhnungstag).

Ferner erlaube ich mir, Sie bekannt zu machen mit der wackeren

Sara Copia.

Sara Sulam Copia war eine sehr edle Frau aus Venedig, von lebhaftem Geiste und feiner Erziehung. Sie widmete sich der Dichtkunst und den Wissenschaften und genoß in ihrer Zeit einen großen Ruf. Cinelli nennt sie eine berühmte Dichterin, und sie war dies in der That, da Leo da Modena, der sich zu jener Zeit durch seine Werke so sehr auszeichnete, ihr Salomon Usque's Trauerspiel: Esther (Venedig 1619), zueignete. Sara Copia schrieb ein Werkchen über die Unsterblichkeit der Seele, wobei sie mit Balth. Bonifacio in Streit gerieth. Einige Gedichte, die sich in Ceba's Briefen an Sie und in der Sammlung von Zinano befinden, sind

sehr schön. Auch findet man drei geistreiche Sonnete von ihr in Bergalli's Componimento poeticidelle piu illustri rimatrici, Venedig 1726.

Folgen Sie mir nach Holland, zu

Isabella Correa.

In Amsterdam lebte, aus spanischem Stamme, eine liebenswürdige Sängerin mit Namen Isabella Correa. Sie gab (1694) El Pastor Fido, aus dem italienischen ins spanische Metrum übersetzt, und mit eigenen Betrachtungen bereichert, heraus. Diese poetische Bearbeitung des Kunstwerkes Guarini's, erfreute sich der besten Aufnahme; die geistreiche Verfasserin erlebte mehrere Auflagen ihrer schönen Dichtung.

An sie reihet sich

Sara de Fonseca.

oder, wie ihr ganzer Name lautet: Dona Sara de Fonseca Pina y Pimentel. Sie war ebenfalls von spanischer Abstammung und besang die spanische Uebersetzung der Psalmen in Versen, von Daniel Israel Lopez Laguna, die 1720 unter dem Titel: Espejo fiel de Vidas (treuer Spiegel des Lebens) in London erschienen. —

Weiter nenne ich Ihnen:

Bienbenida Cohen Belmonte.

Von spanischen Eltern geboren, hatte sie sich durch ein Gedicht zum Lobe des Lopez Laguna, Verfasser des „treuen Spiegel des Lebens“, bekannt gemacht. Andere poetische Arbeiten unserer Dichterin sind nicht veröffentlicht worden.

Ebenfalls spanischer Abkunft ist:

Manuella Nunes de Almeida.

Auch sie schrieb zur Ehre des gefeierten Daniel Israel Lopez Laguna, wie man aus seinem: Espejo fiel de Vidas, der prachtvoll in London 1720 erschienen, ersieht. —

Wenden wir uns nach unserem Deutschland. Hier blühete

Taube Pan,

Ehegattin des Rabbi Jakob Pan in Prag, am Anfange des 17. Jahrhunderts. Sie war die Tochter des Rabbi Loeb Pizker und Schwester des Jacob Pizker. Taube Pan beschäftigte sich mit der jüdisch-deutschen Dichtkunst und dichtete einen Gesang der aus 5 Seiten Mitteloctav, ohne Angabe des Jahres und Ortes, gedruckt wurde, wahrscheinlich in Prag 1609, wo ihr obengenannter Bruder Setzer, bei dem Drucker Gerschom Cohen, war. Das Gedicht ist betitelt:

Ein schönes Lied, neu gemacht,
Beloschen Techina ist's worden ausgetracht.

Die Verfasserin zeichnet ihren Namen in der letzten Strophe.

Wenn jetzt wollt wissen wer das Lied hat gemacht,
Taube, Weib des R. Joseph Pan hat es dertracht.
Tochter des ehrwürdigen Rabbi Loeb Pizker, zal!
Der Ewige mög uns behüten al.

Zwischen Taube Pan und der liebenswürdigen

Henriette Ottenheimer,

liegen mehr als drei Jahrhunderte; während dieser so langen Zeit, hat sich die deutsche Sprache verbessert und gebildet. Hier ein Beispiel, das zugleich uns einen Beweis vom tiefen Gefühle und schönen Talent der Henriette Ottenheimer gibt:

„Ich bin Joseph!" spricht mit heißen Thränen
Der, den Jacob's Aug' als todt beweint,
Zu den Brüdern, die verdammt sich wähnen,
Welchen er als Rachegeist erscheint.

Ihre Herzen faßt ein banges Zagen,
Ihr Gewißen spricht mit Donnerwort.
Dürfen sie dennoch zu hoffen wagen,
Wo sie Haß gesät durch Glückes Mord?

Sündbefleckte, ach, in eurer Seelen
Strömet nicht die Glaubesächter Born.
Seine Wellen würden auch erzählen:
„Liebesmacht besieget Groll und Zorn!"

Joseph aber naht mit Freundesmilde
Den Verzagten, welche Reue beugt,
Also sich in Paradiesgefilde
Einst die Gnade aller Sündern neigt.

„Laßt euch das Geschehene nicht verdrießen"
Spricht er, „lobet froh die reiche Hand,
Die aus Uebelthaten Heil läßt springen;
Gott, nicht ich, hat mich hierhergesandt."

Eines nur lehrt liebend uns versöhnen,
Löst in Harmonie des Lebens Streit,
Glaube, Gotteshauch, du Quelle des Schönen,
Der die Brust zum reinen Tempel weiht.

Wenden wir uns von der himmlischen Tochter „Poesie", zu der Gotteslehre, so finden wir erstens:

Beruria,

eine im Talmud sehr berühmte Frau. Sie war die Tochter des Chananja ben Tardion, und Gattin des äußerst gelehrten Rabbi Meir. Ihr frommer Sinn zeigt sich bei folgenden Gelegenheiten. In der Nachbarschaft des Rabbi Meir hauste ein liederliches Gesindel, welches ihm viele Kränkungen verursachte. Der Rabbi flehete zu Gott, um den Tod dieser bösen Rotte. Da unterbrach ihn B e r u r i a sein frommes Weib: Was denkst du Geliebter! es heißt ja: d i e S ü n d e n m ö g e n v o n d e r E r d e v e r g e h e n (Psalm 104, 35), aber nicht die S ü n d e r, darum heißt es ferner: u n d d i e B ö s e n w e r d e n nicht mehr s e i n; denn

wann die Sünde aufhört, dann gibt es keine Sünder mehr; o flehe lieber, daß sie reumüthig zurückkehren.

Einst saß Rabbi Meir den ganzen Sabbath in der Synagoge und unterrichtete das Volk. Aber während er vom Hause abwesend war, starben seine zwei Söhne, die beide von ungewöhnlicher Schönheit und des Gesetzes kundig waren. Beruria trug sie in ihr Schlafgemach und legte sie auf ihr Ehebett und deckte ein weißes Tuch über die Leichname. Gegen Abend kam Rabbi Meir nach Hause. „Wo sind meine geliebten Söhne," fragte er, „daß ich ihnen meinen Segen geben kann?" „Sie sind in die Synagoge gegangen!" war die Antwort.

„Ich schaute mehr als einmal ringsherum in der Schule, und sah sie nicht!" erwiederte der Rabbi.

Die Frau brachte ihm einen Becher und er lobte den Herrn, denn der Sabbath ging zu Ende. Dann trank er und fragte wiederum:

„Wo sind meine Söhne, daß sie trinken aus dem gesegneten Becher?"

„Sie werden nicht fern sein!" sprach Beruria und trug Speise vor ihm auf, daß er essen möchte.

Er aber war fröhlich und wohlgemuth und als er nach dem Mahle gebetet hatte, sagte sie zu ihm:

„Rabbi, so du es erlaubst, möchte ich wohl eine Frage an dich thun?“

„So frage nur, meine Liebe!“ antwortete er.

„Vor einigen Tagen gab mir Jemand etliche Kleinodien aufzubewahren und nun fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm zurückgeben?“

„Diese Frage sollte mein Weib an mich zu thun, nicht für nöthig gehalten haben!“ sprach Rabbi Meir. „Wie wolltest du anstehen oder unwillig irgend Jemanden sein Eigenthum zurückerstatten?“

„Nein!“ erwiederte sie. „Aber doch hielt ich es für das Beste, sie nicht zurückzugeben, bis du davon unterrichtet seist!“

Und sie führte ihn hierauf in's Schlafgemach und trat zum Bette und nahm das weiße Tuch von den Leichnamen weg.

„Ach, meine Söhne! meine Söhne!“ jammerte da der Vater laut. „Meine Söhne! das Licht meiner Augen: die Leuchte meines Verstandes! Ich war euer Vater, aber ihr lehrtet mich das Gesetz.“

Da drehte sich die Mutter hinweg und weinte bitterlich. Endlich nahm sie ihres Gatten Hand und sagte: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, nicht mit Unwillen das was uns anvertraut war, zurückzugeben? Siehe, der Herr hat sie gegeben und hat sie genommen. Der Name des Ewigen sei gelobt!“

„Der Name des Ewigen sei gelobt!“ wiederholte Rabbi Meir, und gelobt sei sein Name auch um Deinetwillen! Denn es steht geschrieben: „Wer ein tugendhaft Weib fand, hat einen größern Schatz, als köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge ist freundliche Lehre!“

Jaltha.

Die Gattin des Rabbi Nachman, eine im Talmud nicht weniger berühmte Frau als Beruria. Sie war geistreich und gelehrt aber nichts weniger als sanft. Man erzählt so manche Anecdote von ihr, die wir nicht erwähnen, weil sie wenig Interesse darbieten.

Jungfrau ha-Levi.

Petachia von Regensburg erzählt in seiner Reisebeschreibung von dieser schönen Gelehrten, daß sie in der heiligen Schrift und in dem Talmud sehr erfahren war. Diese Jungfrau hatte eine Menge Schüler, welche sie öffentlich unterrichtete. Damit sich aber Niemand von ihren Schülern in sie verlieben möchte, so saß sie bei ihren öffentlichen Vorlesungen hinter einem Gitter, so daß man sie zwar hören, aber nicht sehen konnte.

Ihr ebenbürtig war:

Mirjam Laurier.

Sie lebte ein Jahrhundert nach der Jungfrau

Halevi und war gleichfalls so gelehrt im Talmud, daß sie ihn öffentlich den Studenten docirte. Auch sie saß während des Unterrichtes hinter einem Vorhang, damit sie die Schüler nicht sehen konnten

Erlauben Sie mir, Ihnen noch weiter vorzuführen:

Rebecca Tiktiner,

hochgeehrte Frau im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Sie war Rabbi Meir Tiktiner's Tochter, und wegen ihrer Gelehrsamkeit berühmt. Sie hat ein moralisches Buch, welches von den Pflichten der Frauen handelt, in deutscher Sprache geschrieben. Dieses Werk, wurde nach ihrem Tode in Prag, Anno 369, d. i. 1609 unter dem Titel: Meneket Ribka, „die Säugamme Rebecca" gedruckt. Der Herausgeber führte es mit kunstlosen Reimen in die Lesewelt ein, die das Lob der Verfasserin enthalten, und die Wagenseil in seinem Sota wiedergibt. Der Gelehrte Zeltner gab 1719 über unsere Rebecca eine Dissertation heraus.

Ferner machen Sie die Bekanntschaft einer polnischen Dame:

Adel Mendeles,

aus dem 17. Jahrhundert, wegen ihrer Schrift, Compendium des Josippon (corrumpirt, für Josephus), in jüdisch deutscher Sprache, bekannt. Sie war die Tochter des Moses Mendeles, der 1619 Rabbiner

in Lodomir, 1622 Oberrabbiner in Prag und 1635 Schuloberhaupt in Krakau war. In dieser letzten Stadt lebte auch Adel Mendeles, wo sie, 1670, genanntes Werk herausgab. —

Die Nennung Prag's führt mich zu:

Eva Bacharach,

die 1585 in Prag geboren ward, wo ihr Vater, Isaac ben Simson Cohen, sich als Rabbiner und Schriftsteller auszeichnete. Ihre Mutter, Tochter des berühmten Löwe ben Bezalel, Oberrabbiner zu Prag, gab ihr eine außergewöhnliche Erziehung. Sie wurde an Simson Bacharach verehlicht und war einzig in ihrer Art, in der Tora. Sie las den „Midrasch Rabba“ ohne Commentar, und erklärte ihn, an vielen Stellen, in Berichtigung der Erklärung des Verfassers „Matanat Khehuna“.

An Gelehrsamkeit die Schwester Eva's, war

Rachel

eine anspruchslose und bescheidene junge Person. Ihre Schrift: de conservando habitu faciei juvenilis, die Donius in seiner Libraria secunda, Seite 102 gedruckt, machte ihr einen berühmten Namen. Aber ihre Bescheidenheit war noch größer als ihre Talente; sie war von allen ihren Freundinnen die demüthigste, und wußte gewissermaßen nichts von ihren großen Vorzügen.

Als eine berühmte Dame nenne ich Ihnen ferner:

Bella Cohen,

die Gattin des bekannten Falk Cohen, Oberrabbiner in Lemberg. Sie verstand hebräisch und aramäisch, las den Talmud und die Casuisten. Nach dem Tode ihres hochgelehrten Mannes, im Jahr 1614, zog sie eine mächtige Sehnsucht nach den heiligen Stätten Jerusalems, wo sie auch, im Alter von 77 Jahren starb. Man begrub sie mit vieler Feierlichkeit in der Nähe des Grabes Zecharias. Ihr Sohn Jospa Cohen setzte ihr ein Monument am Ende des Bet Jisrael, den er 1635 edirte.

Nicht minder nennenswerth ist:

Bella Chasan,

eine Tochter Baer ben Chiskia Levi Horwitz. Sie verstand sehr wohl hebräisch und jüdisch-deutsch, bekam auch einen Gelehrten, Joseph Chasan, zum Manne. Sie edirte verschiedene Sachen, als:

Die Geschichte vom Königlichen Hause David, übersetzt von David aus Töplitz, 1705, in 8°.

Die Geschichte von der Ankunft der Juden in Prag, gemeinschaftlich mit Rachel, Frau des Löb Porjes und Tochter des Nathan Ronsnitz.

Eine Techina, oder Bußgebet; s. a. in 8°.

Folgen Sie mir zu einer anderen Wissenschaft, zur Arzneikunde. Auch diese war ein Gegenstand des Studiums bei unseren Frauen, und mehrere haben sich darin einen Namen erworben.

Ich nenne unter Anderen:

Em,

die Erzieherin Abaji's, aus der talmudischen Zeit. Sie war eine sehr gefeierte Aerztin; ihr berühmter Zögling erzählt von ihr eine große Anzahl medizinischer Kuren. Sie war auch im Gesetz erfahren, und Raba führt in ihrem Namen eine talmudische Decision an.

Nach Em nennen wir:

Sara, die Geneserin,

eine der deutschen Damen, die sich als praktische Aerztinnen auszeichneten. Sie blühete im Anfange des 15. Jahrhunderts in Baiern. Johann II von Brünn ertheilte ihr 1419 am 2. Mai die Erlaubniß ihre Kunst in dem Bisthum Würzburg frei ausüben zu dürfen gegen eine jährliche, für damalige Zeit sehr beträchtliche Steuer von 10 Gulden.

Eine andere Aerztin war

Morada,

die 1540 in Günsburg die Arzneikunst mit Erfolg ausübte. Sie war in ihrer Zeit sehr angesehen und

der Verfasser des jüdisch-deutschen Sittenbuches, gedruckt zu Isny 1542, widmet sein Werk dieser hochgeehrten Frau mit der Ueberschrift: der ehrbaren und tüchtigen Frauen, Frau Moraba, Doctorin der freien Kunst der Arznei, wohnhaft zu Günsburg.

Erlauben Sie mir, da es mir gerade ins Gedächtniß kommt, einer

Ungenannten

zu erwähnen. In Frankfurt am Main trat nämlich im Jahr 1439 ebenfalls eine gelehrte Dame in die ärztliche Praxis. Ich bedauere, Ihnen deren Namen, welchen uns die Geschichte nicht überliefert hat, nicht bezeichnen zu können.

Mehr bekannt ist eine Dame aus dem vorigen Jahrhundert,

Kreindel Steinhard.

Schwester der berühmten Brüder Isaias und David Berlin, nahm sie an deren Erziehung Antheil und wurde fast eben so gelehrt in den rabbinischen Wissenschaften, als jene. Sowohl ihr Bruder Isaias Berlin, als ihr Mann, Joseph Steinhard, erwähnen sie vortheilhaft in ihren Schriften und bis zu ihrem Tode, im Jahr 1771, gab sie Beweise ihrer medizinischen Kenntnisse. Aber auch im geselligen Leben

war sie eine Zierde ihres Geschlechtes und man erzählt noch jetzt traditionsweise von ihrer Liebenswürdigkeit.

Der Abend war in der Zeit vorangerückt; unser freundlicher Erzähler schien ermüdet zu sein. Wir dankten ihm alle sehr herzlich für seine interessanten Mittheilungen und begrüßten mit Freuden das Versprechen, den Faden derselben an einem andern Abende wieder aufnehmen zu wollen.

II.

Nicht lange nach dem schönen Abend, wo der treffliche Meister Andras uns so angenehm und so lehrreich unterhielt, beehrten er und seine liebenswürdige Gattin uns wieder mit ihrem Besuche. Sie traten in den Garten, und das Gespräch fiel sogleich, nach den ersten Bewillkommnungen auf jene interessanten Mittheilungen des ehrwürdigen Rabbiners. Unsere Freundinnen, die bereits zugegen waren, erinnerten ihn an sein Versprechen, den Faden dieser anziehenden Geschichten wieder aufzunehmen.

„Von Herzen gern, meine wißbegierigen Damen," sagte der gute Andras. „Doch wenn Sie mir es nicht übel nehmen wollen, so erlaube ich mir zuvor eine Bemerkung. Die Skizze über die gelehrten Frauen, die ich die Ehre hatte, Ihnen vorzutragen, geschah, wie ich es bemerkte, nur nach Erinnerungen. Kein

Wunder daher, daß mir viele entgangen sind. In einem Buche von Herrn P. Jung, artium Magister der Universität Oxfort, in Leipzig, betitelt: „Alphabetische Liste aller gelehrten Juden und Jüdinnen" rc. liest man, S. 36 und 132, folgende merkwürdige biographische Notizen:

Rachel Akerman,

„Tochter eines sehr reichen Juden in Wien im 16. „Jahrhundert. Sie zeigte von Jugend an große Ta„lente für Literatur; da sie einziges Kind war, so ließ „ihr der Vater ihren Willen und sie von den besten „Lehrern unterrichten. Sie machte große und schnelle „Fortschritte in der griechischen und lateinischen Sprache, „und verfertigte viele Gedichte zu ihrem eignen Ver„gnügen. Zu ihrem Unglücke aber schrieb sie ein „Gedicht unter dem Titel: Geheimniß des Hofes, „in welchem sie die Intriguen auf eine solche Art „schilderte, daß es bald verboten wurde, und der „Vater und sie Wien verlassen mußten. Sie hing „mit solcher innigen Liebe an ihrem Geburtsort, daß „sie vor Gram auf ihrer Reise nach Danzig, zu Iglau „in Mähren 1544 im 24sten Jahre ihres Lebens den „Geist aufgab."

Esther Engelhard,

„gewöhnlich Angelina von den Italienern genannt, „war die Tochter eines reichen Juden zu Rotterdam

„im 16. Jahrhunderte. Sie zeigte von Jugend an
„große Talente für die Zeichen-Kunst. Ihr Vater
„gab ihr die besten Lehrer, und sie machte so schnelle
„Fortschritte im Zeichnen, daß ihr Vater beschloß, sie
„mit ihrer Mutter nach Rom zu schicken. Dort wurde
„sie wegen ihrer Kunst-Geschicklichkeit bald bekannt,
„und erwarb sich außerdem durch ihr angenehmes Be-
„tragen den Namen Angelina. Buonarotti oder
„eigentlich Michael Angelo, ein berühmter Maler,
„war sehr eingenommen für ihr Talent, und trug ihr
„an, sie im Malen zu unterrichten. Sie machte bald
„auch darin außerordentliche Fortschritte, und malte
„viele Stücke, die man jetzt gewöhnlich dem Michael
„Angelo zuschreibt. Da ihr Lehrer 1564 starb, ging
„sie nach Venedig, wo sie mehrere sehr gute Gemälde
„fertigte. Nach einigen Jahren reiste sie mit ihrer
„Mutter nach Holland zurück, wo sie 1585 starb."

Es ist zu bedauern, daß der Magister P. Yung
uns die Quelle, wo er diese merkwürdigen Notizen
geschöpft, nicht angegeben hat. Denn in Jöchers
allgemeines Gelehrten-Lexikon, seinem gewöhnlichen
Führer, finde ich weder die eine, noch die andere
Notiz. Mit größerer Verläßlichkeit darf man sich zu
den folgenden Nachrichten wenden.

Bellette,

eine Französin aus dem 11. Jahrhundert. Sie war

Isaac ben Menaschem's Schwester, und bekannt durch ihre Gelehrsamkeit. Man erzählt von ihr, daß sie die Frauen ihres Ortes in den religiösen Pflichten ihres Geschlechts unterwies.

Bellejeune.

Rachel, genannt Bellejeune, Raschi's Tochter und Gattin des Rabbi Eliezer. Sie, sowie ihre zwei Schwestern waren in der hebräischen Sprache sehr unterrichtet. Als ihr Vater einst krank war, dictirte er einer dieser gelehrten Töchter ein Gutachten für Rabbi Abraham Cohen aus Mainz. Bellejeune wurde von ihrem Manne verstoßen, obgleich sie ihm einen Sohn Namens Schemaja geboren hatte, der unter der Leitung Raschi's sehr gelehrt wurde. Der Unwille Schemajas gegen die That seines Vaters war so groß, daß er desselben nie in seinen Schriften gedachte, und dessen Namen nie bei seiner Unterschrift nach dem seinigen wie dies gebräuchlich war, erwähnte.

Anna de Ramerupt,

Raschi's Enkelin, Tochter des Rabbi Meir aus Ramerupt, und Frau des Samuel ben Simcha aus Vitry. Sie unterrichtete, gleich Bellette, die Frauen in den betreffenden religiösen Gebräuchen.

Mirjam,

eine andere Enkelin von Raschi, Tochter des Rabbi Juda ben Nathan, war in den Ritual-Gesetzen der

Synagoge sehr bewandert und wurde in gewissen Fällen als Autorität citirt.

Salema,

Tochter Mirjams, und Ehegattin des Rabbi Elasar. Sie folgte den Fußtapfen ihrer gelehrten Mutter, und ihre Stimme galt als glaubwürdig bei Entscheidungen über religiöse Gebräuche und Ritualien. —

„Ich bewundere die Gelehrsamkeit der edlen Französinnen, hochwürdiger Lehrer," sagte Adelina unsere Freundin freudig, „gab es aber in jener Zeit, nicht auch deutsche Frauen, die auf Gelehrsamkeit Anspruch machen können?

„Meine liebenswürdige Dame", antwortet Andras, allerdings, und ich darf Sie blos an

Dolce von Worms

erinnern. Diese merkwürdige Gattin des Rabbi Elasar aus Worms, die den 15. November 1196 nebst ihren zwei Töchtern ermordet wurde, war eine Zierde der Religion. Sie wußte genau alle ihre Gesetze und unterwies viele Frauen in den Geboten. Ihr Mann setzte ihr ein literarisches Denkmal, in welchem er ihre Tugend und Gelehrsamkeit besingt.

Frommet von Arwiler,

nennt sich eine andere gelehrte deutsche Frau. Sie war die Tochter des Rabbi Issachar aus Arwiler

oder Ahrweiler (kleine Stadt am Fluß Ahr, im Erzstift Cöln). Ehegattin des Rabbiners Samuel ben Moses, copirte sie 1445 für seinen Gebrauch den „Mardochaï Katzer“ von Samuel Schlettstadt. Diese Abschrift, die sehr correct ist, wird in der Kaiserlichen Bibliothek in Paris aufbewahrt.

Andere Frauen zeichneten sich ebenfalls in der Kalligraphie aus, ja wenn man einem unserer Vielschreiber Glauben beimessen könnte, so soll jene Frau, welche den „Bechinoth Olam“ in der Turiner Bibliothek abgeschrieben, manche Männer beschämen. Allein dies ist ein Irrthum. Das genannte Buch ist keine Handschrift, sondern ein Druckwerk. „Wie heißt jene Frau?“ fragte unsere Freundin:

Estellina Canet,

erwiederte Meister Andras. Sie war die Gattin des promovirten Arztes Abraham ben Salomon Canet, der 1476 in Mantova eine hebräische Druckerei errichtete. Estellina verstand die heilige Sprache und setzte, mit Jacob Levi aus Tarrascon, s. l. et a., wahrscheinlich aber in Mantova vor 1480, den Bechinoth Olam des Jedaïa ha-Penini in kleinem Quartformat.

„Ei, Herr Rabbiner!“ sagte unsere Freundin verwundert. „Haben sich denn unsere Mütter auch mit

der Druckschrift beschäftigt?" „Das glaube ich, Madame," erwiederte der gute Andras.

„Ach, mein Herr," rief die Freundin, „können Sie uns einige dieser wackeren Frauen mit Namen nennen?"

„Warum nicht, wißbegierige Damen," sagte der Rabbi. Ein halbes Dutzend Namen dieser Künstlerinnen mögen Sie überzeugen, daß unsere Frauen auch dieser Kunst nicht fremd blieben.

Reichel Judels,

Tochter des Druckers Isaac Cohen, in Wilhelmsdorf und Enkelin des Schriftsetzers Jehuda Löb Judels, aus der berühmten Druckerfamilie der Gersoniden, zu Prag, arbeitete als Schriftsetzerin 1679 bei ihrem Vater; 1691 bei Moses Bloch und 1699 in Fürth bei Zebi Hirsch ben Joseph Levi. Ferner:

Gütel Cohen,

Schriftsetzerin, Tochter des Jehuda Cohen ben Alexander, genannt Löb Setzer, aus Prag. Dieselbe erlernte die Kunst ihres Vaters und setzte unter anderen Werken, im Jahre 1627, Siach Jizchak, hebräische Grammatik von Isaac ben Salomon ha-Levi.

Czerna Meisel,

Tochter des Menachem Meisel, Druckherr von Krakau,

war gleichfalls in der Buchdruckerkunst sehr erfahren und arbeitete unter andern an dem Werk Recheb Eliahu, von Joseph ben Elias Cohen, aus Zaslev (Krakau. 1638). — Fügen wir zu diesen:

Rachel Israel,

Schriftsetzerin in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Sie war die Tochter des Druckers Israel ben Mose, in Neuwied am Rhein und Schwester des Tobias Israel, in dessen Verbindung sie 1736 die Gutachten-Sammlung Schaagat-Arje in Quart setzte.

Es folgt:

Ella Salit,

ein geistreiches Mädchen, in der hebräischen Sprache sehr bewandert. — Schwester des Schriftsetzers Israel Salit, widmete sie sich dieser Kunst und arbeitete mit ihren Brüdern am Satze des bandreichen Talmud, den Behrman Lehmann in Frankfurt an der Oder, am Ende des XVII. Jahrhunderts wieder auflegen ließ. Am Schluß des Traktats Nidda, gibt sie die Jahreszahl 1699 durch ein Chronogramm (Jeremias 31, 22): „Das Weib bewirbt sich um den Mann."

Gleich erwähnenswerth ist:

Litte von Regensburg.

Von dieser Schriftstellerin gibt es eine Geschichte Davids in deutschen Reimen, wovon uns Wolf eine Probe gibt.

Madame Adelina dankte dem vortrefflichen Mann mit Innigkeit und setzte hinzu: „Was ich mir so lange Zeit fast als Unglück angerechnet habe, als ein schwaches Frauenzimmer geboren zu sein, das gewöhnlich nur niederen Sphären angehört, werde ich mir von jetzt an als Stolz anrechnen, da ich sehe, auch Frauen können Antheil nehmen am Ruhme der Gelehrsamkeit und Kunst!"

„Wenn Sie erst werden den hohen Geist, die umfassende Bildung so vieler jüdischen Frauen der neueren Zeit kennen lernen," versetzte Andras lächelnd, „so werden Sie sich gewiß noch glücklicher preisen, einem solch' ausgezeichneten Geschlechte anzugehören."

„Sie machen mich ganz neugierig, ehrwürdiger Meister; verzeihen Sie mir daher, wenn ich Ihre Güte nochmals in Anspruch nehme."

„Nun gut, ja Madame. Ich will Sie ein wenig mit den Töchtern Zions der neueren Zeit bekannt machen. Doch da die Lebensgeschichte dieser Damen wenig bekannt ist, so erlauben Sie mir, liebenswürdige Adelina, zuerst Varnhagen von Ense's Denk-

würdigkeiten und andere Tages-Memoiren zu Rathe zu ziehen. Unsere Unterredung, die wir für heute schließen wollen, soll an einem der nächsten Abende wieder stattfinden."

Wir dankten dem guten Rabbiner zum Voraus für die Fortsetzung seiner so anziehenden Unterhaltung, und lobten seine lehrreiche Mittheilungen, mit denen er uns heute beehrte. Nach einer kleinen Weile verabschiedete er sich, und wir begleiteten alle ihn und seine liebe Gattin bis nach der Stadt.

III.

Das schlechte Wetter, das seit der letzten Unterredung eingetreten war, hatte den Besuch des geehrten Rabbiners und seiner liebenswürdigen Gattin zurück gehalten. Als sie uns wieder mit ihrer Gegenwart beehrten, waren Madame Adelina und die übrigen Freundinnen bereits versammelt, und Meister Andras begann seine Mittheilungen wie folgt:

„Ein Schriftsteller, den man gewiß nicht parteiisch nennen kann, Malte Brun, schildert mit folgenden Worten die israelitischen Frauen von Berlin, im Anfange dieses Jahrhunderts: „Die jüdischen Damen in Berlin haben sich eine solche Reputation ihrer Einigkeit und ihres Talentes wegen erworben, daß sie einem großen Theil der Gesellschaft den Ton geben. Die

schönen Geister und die, welche für solche gelten wollen, bewerben sich eifrig um die Ehre zu ihrem eleganten Thee eingeladen zu werden. Oft wird das Loos einer neuen Comödie oder eines Tages-Romans bei ihrer Toilette entschieden. Was sage ich? Mehrere dieser Damen halten sich nicht an solche Frivolitäten. Nein, sie dringen in das Heiligthum der Metaphysik ein. Die Dunkelheit, die in den Schriften eines Kant, eines Fichten herrscht, schreckt sie nicht ab, im Gegentheil, sie bietet ihnen noch einen Zauber mehr, indem sie ihrer Einbildungskraft ein freies Feld läßt."

Von diesen Damen nenne ich ihnen erstens: Mariane Meyer, deren Schwester Sara Meyer, Rachel Levin, Dorothea Mendelssohn, Henriette Herz, Esther Bernhard, Henriette Mendel, Henriette Mendelssohn und noch Andere, von denen Einige leider dem Judenthum nur wenig Ehre machen.

Mariane Meyer,

eine der schönsten und anziehendsten Frauen in Berlin. Natürlich fehlte es dieser Schönheit nicht an Huldigungen. Graf Christian Bernstorff, bei der dänischen Gesandschaft in Berlin, war leidenschaftlich von ihr eingenommen, und gab nur nach langem Widerstreben und vieler Pein die Hoffnung auf, eine dauernde Verbindung mit ihr zu knüpfen. Auch Goethe hatte

für sie die lebhafteste Neigung, die nach überstandenem Schwindel der Verliebtheit als aufmerksame Beachtung fortdauerte. Er schreibt im Sommer 1797 an Schiller: „Auch ist die berühmte Mariane Meyer hier, es ist Schade, daß sie nicht einige Tage früher kam, ich hätte doch gewünscht, daß Sie dieses sonderbare Wesen hätten kennen lernen.“ Die entschiedenste und dauerndste Eroberung aber machte sie an dem Fürsten von Reuß, der als österreichischer Gesandter viele Jahre in Berlin lebte. Nach seinem Tode — er starb schon 1799 — ergab sich, daß er mit ihr förmlich verheirathet gewesen und die Wittwe war vollkommen berechtigt, als Fürstin von Reuß aufzutreten. Die fürstlichen Verwandten wußten sie jedoch zu bewegen, gegen festgesetzte ansehnliche Vortheile jenem Titel zu entsagen, und dafür den Namen von Eybenberg zu führen. Sie lebte dann meistentheils in Wien, in den angesehensten Kreisen, und wurde auch selbst ein Mittelpunkt angenehmer und bedeutender Geselligkeit.

Mariana Meyer starb im Jahre 1814. Sie galt für eine gelehrte Frau, schrieb aber ungern, und faßte sich auch in Briefen gern möglich kurz. Doch gab es von ihr eine Sammlung handschriftlicher Blätter, welche die Besitzer ungemein werth hielten und nur in vertrautem Kreise mittheilten. Es waren die

sogenannte Bildnisse oder Karakterschilderungen von Personen aus der Gesellschaft, und die Schärfe und Richtigkeit dieser Zeichnungen erregte Bewunderung und Furcht, denn freilich hatte bei den meisten eine feindliche Menschenkenntniß den Griffel geführt. Auch ihr eignes Bild soll sie in dieser Art mit größter Meisterschaft schonungslos gezeichnet haben, nachdem Frau von Stael, entsetzt über diese grausame Darstellungsgabe, geäußert hatte, diese werde gewiß nie das eigne Bild versuchen.

Sara Meyer.

Varnhagen von Ense, dem wir die obige Lebensgeschichte von Mariana Meyer verdanken, schrieb auch die ihrer Schwester Sara Meyer. Diese berühmte Frau vereinigte lebhaften Geist und außerordentliche Herzensgüte, die schönste Bildung, Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen, Geschmack an Künsten, und allen sonstigen Wissen und Kennen, welches für gesellschaftlichen Glanz und häusliches Wohlbehagen geeignet ist. Sie hörte in ihrer Jugend Schmeicheleien von Lessing, in späterer Zeit von Herder, dann standen Frau von Genlis, der Fürst von Ligne und Goethe mit ihr in freundlichstem Verkehr. Nach einer ersten frühen Verheirathung und manchem Wechsel des Geschickes, wobei sogar eine rückgängig gewordene Taufe sich ereignet

hatte, heirathete sie einen reichen liefländischen Baron von Grothus, mit welchem sie in vieljähriger glücklicher Ehe und in erwünschten ansehnlichen Verhältnissen lebte. Sie starb als Wittwe im Jahr 1828 zu Oranienburg.

Sara Meyer war in früheren Jahren öfters von bedeutenden Männern aufgefordert worden, als Schriftstellerin aufzutreten. In französischer und deutscher Sprache hatte sie Erzählungen, Dramen, moralische und sogar politische Aufsätze versucht; besonders ihre französischen Arbeiten wurden sehr geschätzt.

Rachel Levin,

berühmt wegen ihrer Briefe, die nach ihrem Tode veröffentlicht wurden. Sie war geboren zu Berlin im Jahr 1771, und starb daselbst, den 7. März 1833, zwei und sechzig Jahre alt. Rachel Levin Marcus, auch Robert genannt, von christlichen Einflüssen beherrscht, war zum Christenthum übergegangen. Doch hatte sie immer die Worte jichud Elohenu im Mund und schrieb sie auch in ihren Briefen nieder. Sie heirathete den bekannten Schriftsteller K. A. Varnhagen von Ense, mit welchem sie in glücklicher Ehe lebte, und welcher ihr, nach ihrem Tode, ein unvergängliches Monument setzte: Rachel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1834, 3 Theile.

Dorothea Mendelssohn,

die älteste Tochter des berühmten Philosophen von Berlin. Geboren 1765 in derselben Stadt, heirathete sie 1783 den unvergleichlichen Veit, wie ihn Moses Mendelssohn nennt. Madame Veit, die geistreiche Verfasserin vieler literarischer Piecen, an denen man sehr vielen Geschmack fand, war bereits 33 Jahre alt und Mutter zweier Knaben, als sie 1798 ihren Mann, ihre Kinder, ihr Haus verließ, um mit Friederich von Schlegel zu leben. Anfangs October 1799, nachdem sie von dem guten und ehrwürdigen Veit geschieden war, ging sie mit ihrem Geliebten nach Jena, von da kehrte sie im Dezember 1801 wieder nach Berlin zurück, und endlich 1802 reiste sie mit ihm nach Paris. Hier verließ sie ihren Glauben, wurde Protestantin und Schlegel's legitime Frau.

Später änderte in Köln, sie und ihr Mann, die protestantische gegen die katholische Religion um. 1808 treffen wir beide in Wien, aber Friederich war bereits ihrer müde. Er hatte in ihr mehr das Talent als die Person gesucht, und da er sich nun ihre bessere literarische Arbeiten zugeeignet hatte, glaubte er gefühllos gegen sie handeln zu können. Die arme betrogene Frau war genöthigt, sich an den beschimpften aber edlen Veit zu wenden. Dieser großmüthige Mann vergaß ihr Vergehen, und sah in ihr nur die unglück-

liche Mutter seiner Kinder. Er gab ihr einen jährlichen Gehalt, der sie über alle Bedürfnisse hinaus setzte. Von seinem edlen Benehmen gerührt, versprach sie künftig nur für ihre Kinder zu leben. Sie übernahm ihre Erziehung zu leiten, und 1818 und 1819 war sie mit ihren zwei Söhnen, die ausgezeichnete Künstler waren, in Rom. Später lebte sie bei ihrem Sohne, dem Maler Veit in Frankfurt am Main, wo sie den 3. August 1839, vier und siebenzig Jahre alt starb. Von ihren Schriften nenne ich: „Florentin" unter Schlegels Name, 1. Theil in Jena gedruckt; 2. Theil ms. in Paris, 1803 vollendet.

„Geschichte des Zauberers Merlin" und „Die tugendsame Eurganthe von Savoyen"; beide aus dem Altfranzösischen übersetzt und beide ebenfalls unter Schlegels Name 1804 veröffentlicht worden. Verschiedene Aufsätze und Gedichte in „der Europa" erschienen.

Henriette Herz,

zu Berlin am 5. September 1764 geboren, und den 22. October 1847 im 83sten Lebensjahr gestorben. Schöne Bildung der Seele hatte sich in dieser noch schöneren Natur mit höchster Anmuth und Grazie vereinigt. Sie war die Tochter des Arztes Benjamin de Lemos, aus dessen zweiter Ehe mit einer gebornen

Charleville. Der Vater, von portugiesischer Abkunft in Hamburg geboren, und der seine Studien in Halle gemacht hatte, galt längere Zeit für den ersten jüdischen Arzt Berlins. Sie heirathete den berühmten Marcus Herz und wurde ein Mittelpunkt der gesuchten und angenehmen Gesellschaft. Man sehe Henriette Herz, Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst, und die Briefe Heine's an Henriette Herz.

Esther Bernhard,

als deutsche Schriftstellerin nicht unbekannt. Sie war eine geborne Gad aus Breslau, und Enkelin des berühmten Jonathan Eibenschütz, Oberrabbiner in Hamburg. Esther oder Sophie Bernhard, war eine geistreiche und sehr gutmüthige Frau, nichts weniger als schön, aber sehr empfänglichen Herzens, und vorzugsweise richtete sich ihr Gefühl auf Literaten. Sie heirathete, nach einer ersten Ehe, Domeier, den Leibarzt des Herzogs von Sussex.

Henriette Mendel,

Tochter der Esther Mendel, von der wir nachher sprechen werden, und Schwester des David Mendel, welcher, nachdem er für seine Religionsgenossen geschrieben hatte, den Glauben seiner Väter verließ und

Wenden wir uns um nach England, so machen die Frauen Israels einen besonders erhebenden Eindruck auf uns. Während die jüdischen Männer dieses Landes, wie schon Salomon Bennet bemerkt: „gar wenig Sinn für ihre heiligen Urkunden, für die hebräische Wissenschaft im Allgemeinen, oder für sonst einen Zweig der Gelehrsamkeit haben", pflegen ihre Frauen und Töchter mit Liebe die israelitische Literatur und jüdische Wissenschaft. Der Name

Miß Grace Aguilar

ist bekannt. Sie war die einzige Tochter des Emanuel und der Sara Aguilar, und ward in Hackney im Juni des Jahres 1816 geboren. Grace Aguilar war von so zarter und gebrechlicher Natur, daß ihre Eltern sie an die See nach Hastings brachten, als sie vier Jahr alt war. Das Lesen lernte sie fast von selbst, und wenn sie sich ein Geschenk wählte, zog sie stets ein Buch vor. Von ihrem siebenten Jahre an führte dies außerordentliche Mädchen ein Tagebuch, worin sie Alles, was sie sah, hörte und dachte, mit der strengsten Berücksichtigung der Wahrheit eintrug. Ihre Mutter, eine hochgebildete und begabte Frau, richtete gern ihrer Tochter Geist auf Studium alles Schönen und Wahren. Ehe diese ihr zwölftes Jahr vollendet hatte, schrieb sie ein kleines Drama, „Gustav

Wasa" betitelt; es war dies eine Hinweisung auf das, was später ihre herrschende Leidenschaft wurde.

Zuerst übersetzte sie ein kleines Werk aus dem Französischen, Israël vengé, unter dem Titel: „Israel vertheidigt"; im „Zauberkranz", the Magie Wreath, versuchte sie ihre poetischen Flügel, und ihre geistige Kraft fühlend, schwang sie sich aufwärts in der Sache ihres Volkes! Sie schrieb den „Einfluß des Hauses", Home Influence; und den „Geist des Judenthums", The Spirit of Judaism. Bald fing sie das Werk an, welches allein hinreichend ist, ihren Ruf zu begeistern und zu krönen — sie schrieb: „die Frauen Israel", The Women of Israels. „Die Urkunden Israels" The reconds of Israel, und „der jüdische Glaube" beweisen, wie sehr Miß Grace Aguilar mit Herz und Liebe in der Sache, die sie mit so vieler Kraft zu ihrer gemacht, arbeitete. Eine kleine „Geschichte der englischen Juden" übertrifft vielleicht ihre anderen Schriften an Styl und Vollendung. Es war, wie wir glauben, ihre letzte Arbeit, und sie hatte große Freude an deren Veröffentlichung.

Aber während ihre geistige Kräfte zunahmen, erlitt sie wiederholte Anfälle von körperlicher Krankheit, sie beschloß, die deutschen Bäder zu besuchen. Sie verließ England am 16. Juni 1847, verweilte einige

Wochen in Frankfurt am Main und reiste dann in die Bäder von Langenschwalbach. Doch weder Bäder, noch Mineralwasser brachten ihr Heilung; einst in der Nacht wurde sie von heftigen Krämpfen überfallen und den folgenden Tag, von ihrer Mutter, die sie begleitet hatte, wieder nach Frankfurt gebracht. Hier starb sie im September des genannten Jahres, 31 Jahre alt. Miß Grace Aguilar liegt auf dem jüdischen Gottesacker zu Frankfurt am Main begraben; auf dem Steine, welcher das Grab bezeichnet, befindet sich ein Schmetterling und Sterne, darunter die Inschrift Spr. 31, 31:

Sie wird gelobt von den Früchten ihrer Hände,
Und es rühmen sie in den Thoren ihre Werke.

Ihr frühzeitiger Tod wurde besonders in England und Amerika tief betrauert; die verschiedenen Journale beider Hemisphären sprachen von ihr mit der Achtung und Bewunderung, die sie so reichlich verdiente. Mrs. S. C. Hall, eine irländische Schriftstellerin, entwarf von ihr ein schönes Lebensbild, aus dem wir obige Details entnommen haben. Aus diesem Lebensbild erfahren wir, daß unsere Grace Aguilar noch folgende zwei Werke schrieb: „der Mutter Belohnung", The Mother's Recompense; „das Cederntahl", The Vale of Cedars.

Miß Anna Maria Goldsmid,

Tochter des reichen Barons von Goldsmid in London. Sie bewährt im Schooße des Glückes Begeisterung, um sich der Wissenschaft hinzugeben, und Frömmigkeit um ihre Mußestunden zur Verbreitung der Religion zu benutzen, die so viele Andere im leichtsinnigen Zeitvertreib, dem Glauben ihrer Väter entfremdet, verbringen. 1839 übersetzte sie mehrere Predigten von Salomon in Hamburg, und 1855, die Entwicklung der religiösen Idee im Judenthum, Christenthum und Mahomedismus von Philippson. Diese letzte Arbeit hat die ausgezeichnete Uebersetzerin mit sittlichen, historischen und selbst mit medicinischen Noten versehen.

Lady Judith Montefiore,

die edle Gattin des Sir Moses Montefiore, eine der hohen weiblichen Intelligenzen des Judenthums. Im Mai des Jahres 1827 trat sie mit ihrem Manne die Reise nach Jerusalem an, und im Februar 1828 kehrten sie zurück. Bei Juden und Christen ließen sie in Egypten und Palästina ein segenreiches Andenken. Mylady Montefiore hat ein Tagebuch von dieser Reise, jedoch nur für Freunde, drucken lassen, ohne solche durch den Buchhandel zu verbreiten, wiewohl, nach Jost's Urtheil, viele interessante Bemerkungen darin eine weitere Verbreitung verdienten.

Der Titel ist: „Private Journal of a visit to Egypt and Palestine“ und „Notes from a Private Journal of a visit to Egypt and Palestine“.

Charlotte Montefiore,

eine Frau von hoher Geistesbildung und gleicher Charakterstärke, leider ihrer Familie und dem Judenthum zu frühe entrissen. Ihre Schrift: „Einige Worte an die Juden, von Einer ihrer Angehörigen“, A few words to the Jews, by one of themselves, ist ein geist- und gemüthreiches Buch. Es besteht aus neun Capiteln, von denen jedoch zwei, „die Juwelen-Insel“ und „das jüdische Weib“, nicht von der seligen Herausgeberin, sondern von einer anderen Dame verfaßt sind, die in der Nähe von London auf ihren Gütern lebt und ihre Muße geistigen Beschäftigungen, der Erziehung ihrer Kinder und insbesondere den Armen rund umher widmet, so daß sie in dem „Jüdische Weib“ ein Bild ihres eignen edlen Wirkens gezeichnet hat.

Baronin Charlotte von Rothschild,

durch Geistes- und Herzensbildung nicht minder ausgezeichnet als durch Reichthum und Rang, verfaßte

sie allwöchentlich Reden, zum Vortrage in der Londoner Mädchenfreischule in Bell-Lane. Eine Auswahl von diesen Predigten, wurden unter dem Titel: Addresses to young children, originally delivered in the Girl's Free-school, Bell-Lane, gedruckt und ins Französische und Deutsche übersetzt. Ihr Brief zur Rettung der Juden an Lord Chelsea, der mit der Ueberschrift: „Lord Chelsea und die Juden", und mit der Unterschrift „eine Jüdin" versehen ist, ist sowohl durch Kenntniß des Judenthums als auch durch Stylistik ausgezeichnet.

Baronin Louise von Rothschild.

Eine andere Dame desselben Hauses, von England stammend, und in Frankfurt am Main durch ihr edles Streben bekannt, hat sich durch die treffliche Auswahl von Bibelversen für alle Tage des Jahres, „Ein Gedenkbüchlein für die israelitische Jugend", das, in schöner Auswahl, unter obigem Titel, bei Joseph Bär, anonym erschienen ist, um das kindliche Alter verdient gemacht. Auch sie schrieb: „Gedanken über biblische Texte, in Reden an meine Kinder", Thougths suggested by Bible texts. Addressed to my childres. London 1859. 16.

Miß Abigail Lindo,

[illegible] edle Schriftstellerin in London. Sie schrieb einen hebräisch-englischen und englisch-hebräischen Dictionair. [illegible] Dieses Werk ist nicht in der Buchhandlung, die gelehrte Verfasserin beehrte mich mit einem Exemplar nebst einem ausgezeichneten Schreiben in hebräischer Sprache. Abigail dichtete auch schöne hebräische Versen, die ihrem Geiste und Herzen entsprechen.

Jente Wohllerner,

eine Polin, hat ebenfalls die heilige Harfe Davids ergriffen und mehrere hebräische Gesänge angestimmt. Doch sowohl sie als Abigail Lindo blieben weit hinter der italienischen Dame:

Rachel Marpurgo

zurück. Diese seltene Frau, deren Gedichte die größte Fertigkeit in der hebräischen Versification beurkunden, ist eine geborne Italienerin aus der gelehrten Familie Luzzatto. Ihre Landsmännin

Madame Olivetti,

hat sich durch das Werk: „Der Prozeß der Judith Castilliero“, welches im Französischen erschienen ist, bekannt gemacht.

Bei diesen letzten Worten unterbrach Adelina den ehrwürdigen Erzähler. „Französisch, erinnert an Frankreich“, rief sie vergnügt, „wie geistreich, wie poetisch müssen dort die schönen und eleganten Französinnen aus dem Hause Jacob erscheinen?“

„Sie haben recht, meine gute Dame“, antwortete der Rabbiner. „Das israelitische Frankreich erfreut sich mehrerer Frauen, die an Bildung und Talent hinter andern jüdischen Damen nicht zurückstehen. Leider neigt sich der Tag und mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne nenne ich Ihnen nur einige lichtvolle Namen:

Julie Cerfberr,

war eine eben so reizende als begabte Pariserin, die 1806 einen Discours vom Rabbiner Segre aus dem Italienischen ins Französische übersetzte. Die Uebersetzung nebst dem Text wurde, in der kaiserlichen Druckerei in Paris, gedruckt.

Esther Rugès,

geboren zu Bordeaux 1765, war sie die Zierde und Wohlthäterin dieser Stadt. Sie vereinigte natürlichen Verstand mit vieler Geistesbildung, eine angenehme Unterhaltung mit vieler Anmuth und Schönheit. Auch besaß sie die Kenntnisse mehrerer Sprachen, die sie mit

unter dem Namen Neander sich als protestantischer Geistlicher berühmt machte. Henriette Mendel wurde eben so bekannt wegen ihrer tiefen Gelehrsamkeit als wegen ihres edlen Geistes und zartfühlenden Herzens. Sie lebte bei ihrem Bruder in Berlin und war die Zierde seines Hauses.

Henriette Mendelssohn,

die jüngste Tochter von Moses Mendelssohn. Seelenbildung und Weltbildung haben sich in dieser begabten Person vereinigt; sie gaben ihr eine edle, feine, ruhige und wohlthuende Gegenwart. 1793 war sie in Wien, 1805 in Paris. Hier übernahm sie später die Erziehung der Kinder des Sebastiani, und nach dem Tode seiner Gemahlin, auch die Leitung des Hauses. In der ersten Eigenschaft war sie auch die Erzieherin der Herzogin von Praslin, welche so unglücklich endete und nach dem Zeugnisse Mehrerer, welche sie kannten, eine in vielen Beziehungen ausgezeichnete Frau war.

Mit Henriette Mendelssohn war, durch den Eintritt in das Haus des Grafen, eine große Veränderung vorgegangen, sie war katholisch geworden. Sie kehrte später nach Berlin zurück, wo sie im November 1831 starb. Was Zelter in einem Briefe an Goethe mit großer Anerkennung von ihr sagt, wäre, nach Varn-

hagen, in einigen Ausdrücken zu berichtigen. In Rachels Briefen finden sich mehrere bezeichnete Stellen über sie. Varnhagen veröffentlichte vier Briefe von Henriette Mendelssohn, drei an Rachel und einen an ihren Bruder, Ludwig Robert, gerichtet.

Madame Halle.

Das wissenschaftliche Streben dieser edlen Frau war in ganz Berlin bekannt; sie wurde, wegen ihrer hohen Bildung, von Engel, Moritz, Ramler und anderen Gelehrten sehr hochgeschätzt.

Esther Mendel,

aus Hamburg, als eine Sevigné ihrer Nation betrachtet, und von Klopstock, Kästner, Veit-Weber und Andern bewundert, die sich zum Ruhme rechneten, in ihrer Gesellschaft zu leben. Mehrere ausgezeichnete Personen, mit denen sie in Briefwechsel stand, wollten die deutsche Literatur durch die Veröffentlichung eines Theils ihrer Briefe bereichern, in welchen sich alle Anmuth ihres Geistes, alle Reinheit ihres Herzens abspiegelte. Allein ihre Bescheidenheit widersetzte sich immer diesem Unternehmen. Sie wollte von ihrem Talent keinen andern Gebrauch machen als für die Erziehung ihrer zwei Kinder: David Mendel und Henriette Mendel.

Wenden wir uns um nach England, so machen die Frauen Israels einen besonders erhebenden Eindruck auf uns. Während die jüdischen Männer dieses Landes, wie schon Salomon Bennet bemerkt: „gar wenig Sinn für ihre heiligen Urkunden, für die hebräische Wissenschaft im Allgemeinen, oder für sonst einen Zweig der Gelehrsamkeit haben", pflegen ihre Frauen und Töchter mit Liebe die israelitische Literatur und jüdische Wissenschaft. Der Name

Miß Grace Aguilar

ist bekannt. Sie war die einzige Tochter des Emanuel und der Sara Aguilar, und ward in Hackney im Juni des Jahres 1816 geboren. Grace Aguilar war von so zarter und gebrechlicher Natur, daß ihre Eltern sie an die See nach Hastings brachten, als sie vier Jahr alt war. Das Lesen lernte sie fast von selbst, und wenn sie sich ein Geschenk wählte, zog sie stets ein Buch vor. Von ihrem siebenten Jahre an führte dies außerordentliche Mädchen ein Tagebuch, worin sie Alles, was sie sah, hörte und dachte, mit der strengsten Berücksichtigung der Wahrheit eintrug. Ihre Mutter, eine hochgebildete und begabte Frau, richtete gern ihrer Tochter Geist auf Studium alles Schönen und Wahren. Ehe diese ihr zwölftes Jahr vollendet hatte, schrieb sie ein kleines Drama, „Gustav

Wafa" betitelt; es war dies eine Hinweisung auf das, was später ihre herrschende Leidenschaft wurde.

Zuerst übersetzte sie ein kleines Werk aus dem Französischen, Israël vengé, unter dem Titel: „Israel vertheidigt"; im „Zauberkranz", the Magie Wreath, versuchte sie ihre poetischen Flügel, und ihre geistige Kraft fühlend, schwang sie sich aufwärts in der Sache ihres Volkes! Sie schrieb den „Einfluß des Hauses", Home Influence; und den „Geist des Judenthums", The Spirit of Judaism. Bald fing sie das Werk an, welches allein hinreichend ist, ihren Ruf zu begeistern und zu krönen — sie schrieb: „die Frauen Israel", The Women of Israels. „Die Urkunden Israels" The reconds of Israel, und „der jüdische Glaube" beweisen, wie sehr Miß Grace Aguilar mit Herz und Liebe in der Sache, die sie mit so vieler Kraft zu ihrer gemacht, arbeitete. Eine kleine „Geschichte der englischen Juden" übertrifft vielleicht ihre anderen Schriften an Styl und Vollendung. Es war, wie wir glauben, ihre letzte Arbeit, und sie hatte große Freude an deren Veröffentlichung.

Aber während ihre geistige Kräfte zunahmen, erlitt sie wiederholte Anfälle von körperlicher Krankheit, sie beschloß, die deutschen Bäder zu besuchen. Sie verließ England am 16. Juni 1847, verweilte einige

Wochen in Frankfurt am Main und reiste dann in die Bäder von Langenschwalbach. Doch weder Bäder, noch Mineralwasser brachten ihr Heilung; einst in der Nacht wurde sie von heftigen Krämpfen überfallen und den folgenden Tag, von ihrer Mutter, die sie begleitet hatte, wieder nach Frankfurt gebracht. Hier starb sie im September des genannten Jahres, 31 Jahre alt. Miß Grace Aguilar liegt auf dem jüdischen Gottesacker zu Frankfurt am Main begraben; auf dem Steine, welcher das Grab bezeichnet, befindet sich ein Schmetterling und Sterne, darunter die Inschrift Spr. 31, 31:

Sie wird gelobt von den Früchten ihrer Hände,
Und es rühmen sie in den Thoren ihre Werke.

Ihr frühzeitiger Tod wurde besonders in England und Amerika tief betrauert; die verschiedenen Journale beider Hemisphären sprachen von ihr mit der Achtung und Bewunderung, die sie so reichlich verdiente. Mrs. S. C. Hall, eine irländische Schriftstellerin, entwarf von ihr ein schönes Lebensbild, aus dem wir obige Details entnommen haben. Aus diesem Lebensbild erfahren wir, daß unsere Grace Aguilar noch folgende zwei Werke schrieb: „der Mutter Belohnung", The Mother's Recompense; „das Cederntha1", The Vale of Cedars.

Miß Anna Maria Goldsmid,

Tochter des reichen Barons von Goldsmid in London. Sie bewährt im Schooße des Glückes Begeisterung, um sich der Wissenschaft hinzugeben, und Frömmigkeit um ihre Mußestunden zur Verbreitung der Religion zu benutzen, die so viele Andere im leichtsinnigen Zeitvertreib, dem Glauben ihrer Väter entfremdet, verbringen. 1839 übersetzte sie mehrere Predigten von Salomon in Hamburg, und 1855, die Entwicklung der religiösen Idee im Judenthum, Christenthum und Mahomedismus von Philippson. Diese letzte Arbeit hat die ausgezeichnete Uebersetzerin mit sittlichen, historischen und selbst mit medicinischen Noten versehen.

Lady Judith Montefiore,

die edle Gattin des Sir Moses Montefiore, eine der hohen weiblichen Intelligenzen des Judenthums. Im Mai des Jahres 1827 trat sie mit ihrem Manne die Reise nach Jerusalem an, und im Februar 1828 kehrten sie zurück. Bei Juden und Christen ließen sie in Egypten und Palästina ein segenreiches Andenken. Mylady Montefiore hat ein Tagebuch von dieser Reise, jedoch nur für Freunde, drucken lassen, ohne solche durch den Buchhandel zu verbreiten, wiewohl, nach Jost's Urtheil, viele interessante Bemerkungen darin eine weitere Verbreitung verdienten.

Der Titel ist: „Private Journal of a visit to Egypt and Palestine“ und „Notes from a Private Journal of a visit to Egypt and Palestine“.

Charlotte Montefiore,

eine Frau von hoher Geistesbildung und gleicher Charakterstärke, leider ihrer Familie und dem Judenthum zu frühe entrissen. Ihre Schrift: „Einige Worte an die Juden, von Einer ihrer Angehörigen“, A few words to the Jews, by one of themselves, ist ein geist- und gemüthreiches Buch. Es besteht aus neun Capiteln, von denen jedoch zwei, „die Juwelen-Insel“ und „das jüdische Weib“, nicht von der seligen Herausgeberin, sondern von einer anderen Dame verfaßt sind, die in der Nähe von London auf ihren Gütern lebt und ihre Muße geistigen Beschäftigungen, der Erziehung ihrer Kinder und insbesondere den Armen rund umher widmet, so daß sie in dem „Jüdische Weib“ ein Bild ihres eignen edlen Wirkens gezeichnet hat.

Baronin Charlotte von Rothschild,

durch Geistes- und Herzensbildung nicht minder ausgezeichnet als durch Reichthum und Rang, verfaßte

sie allwöchentlich Reden, zum Vortrage in der Londoner Mädchenfreischule in Bell-Lane. Eine Auswahl von diesen Predigten, wurden unter dem Titel: Addresses to young children, originally delivered in the Girl's Free-school, Bell-Lane, gedruckt und ins Französische und Deutsche übersetzt. Ihr Brief zur Rettung der Juden an Lord Chelsea, der mit der Ueberschrift: „Lord Chelsea und die Juden", und mit der Unterschrift „eine Jüdin" versehen ist, ist sowohl durch Kenntniß des Judenthums als auch durch Stylistik ausgezeichnet.

Baronin Louise von Rothschild.

Eine andere Dame desselben Hauses, von England stammend, und in Frankfurt am Main durch ihr edles Streben bekannt, hat sich durch die treffliche Auswahl von Bibelversen für alle Tage des Jahres, „Ein Gedenkbüchlein für die israelitische Jugend", das, in schöner Auswahl, unter obigem Titel, bei Joseph Bär, anonym erschienen ist, um das kindliche Alter verdient gemacht. Auch sie schrieb: „Gedanken über biblische Texte, in Reden an meine Kinder", Thougths suggested by Bible texts. Addressed to my childres. London 1859. 16.

Miß Abigail Lindo,

eine edle Schriftstellerin in London. Sie schrieb einen hebräisch-englisch und englisch-hebräischen Dictionair. London 1846. Dieses Werk ist nicht in der Buchhandlung, die gelehrte Verfasserin beehrte mich mit einem Exemplar nebst einem ausgezeichneten Schreiben in hebräischer Sprache. Abigail dichtete auch schöne hebräische Versen, die ihrem Geiste und Herzen entsprechen.

Jente Wohllerner,

eine Polin, hat ebenfalls die heilige Harfe Davids ergriffen und mehrere hebräische Gesänge angestimmt. Doch sowohl sie als Abigail Lindo blieben weit hinter der italienischen Dame:

Rachel Marpurgo

zurück. Diese seltene Frau, deren Gedichte die größte Fertigkeit in der hebräischen Versification beurkunden, ist eine geborne Italienerin aus der gelehrten Familie Luzzatto. Ihre Landsmännin

Madame Olivetti,

hat sich durch das Werk: „Der Prozeß der Judith Castilliero“, welches im Französischen erschienen ist, bekannt gemacht.

Bei diesen letzten Worten unterbrach Adelina den ehrwürdigen Erzähler. „Französisch, erinnert an Frankreich“, rief sie vergnügt, „wie geistreich, wie poetisch müssen dort die schönen und eleganten Französinnen aus dem Hause Jacob erscheinen?“

„Sie haben recht, meine gute Dame“, antwortete der Rabbiner. „Das israelitische Frankreich erfreut sich mehrerer Frauen, die an Bildung und Talent hinter andern jüdischen Damen nicht zurückstehen. Leider neigt sich der Tag und mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne nenne ich Ihnen nur einige lichtvolle Namen:

Julie Cerfberr,

war eine eben so reizende als begabte Pariserin, die 1806 einen Discours vom Rabbiner Segre aus dem Italienischen ins Französische übersetzte. Die Uebersetzung nebst dem Text wurde, in der kaiserlichen Druckerei in Paris, gedruckt.

Esther Rugès,

geboren zu Bordeaux 1765, war sie die Zierde und Wohlthäterin dieser Stadt. Sie vereinigte natürlichen Verstand mit vieler Geistesbildung, eine angenehme Unterhaltung mit vieler Anmuth und Schönheit. Auch besaß sie die Kenntnisse mehrerer Sprachen, die sie mit

vieler Leichtigkeit sprach. Die Reise nach Amerika, die sie mit ihrem Manne, dem berühmten Rodrigues, machte und ihr Aufenthalt auf der Insel Domingo, gaben ihr den Geschmack für Naturwissenschaft. Esther Nugès trug viel zur Gründung des reichen Museums von Bordeaux bei, denn sie stand nicht nur ihrem Manne eifrig zur Seite, sondern sie verwendete einen Theil ihres Vermögens zur Errichtung eines wissenschaftlichen Etablissements, das ihrer Vaterstadt fehlte. Esther Nugès starb 1815, sehr betrauert von allen die sie kannten, die in ihrer Gesellschaft gelebt und ihre geistreiche Unterhaltung genossen. Besonders aber wurde sie von den Armen beweint, denn sie war ein jüdisches Weib, herzensgut und wohlthätig.

Eugenie Foa,

die bekannte Schriftstellerin. Sie war in Bordeaux geboren, lebte aber fast immer in Paris. Eugenie Foa gehörte einer angesehenen und reichen Familie an: ihr Vater, B. Rodrigues, war lange Jahre hindurch Mitglied des israelitischen Consistoriums von Paris, und ihre Mutter, die brave Nanci Rodrigues, war bis zu ihrem Tode, Präsidentin des Frauenvereines für die israelitische Mädchenschule dieser Stadt. Auch theilte Eugenie anfangs die religiöse Gesinnungen ihrer Eltern, und ihre meisten literarischen Erzeugnisse,

Personen und Sachen, hatten das Judenthum zum Gegenstand. Später jedoch wendete sie sich, wie ihre Brüder, von dem Glauben ihrer Väter ab, führte ein zweideutiges Leben, und starb in Elend und Verachtung.

Der gute Andras hielt hier stille. Die Nacht war angebrochen; der Mond, im Gefolge von Sternen und strahlenden Wolken, schwamm majestätisch am Himmel hin. Die ganze Gesellschaft dankte dem trefflichen Rabbiner, der sich mit seiner liebenswürdigen Gattin zurückzog, und begleitete ihn bis an das Gartenthor.

Der Tanz zum Tod.

I.

Der erblindete Greis.

Es war an einem schönen Sommerabende des Jahres 1340, als sich eine beträchtliche Menschenmenge auf dem Marktplatz zu Nordhausen, der freien Reichsstadt in Thüringen, versammelt hatte, welche ungeduldig auf das Oeffnen der Thüren des Rathhauses wartete. Endlich öffneten sich die Pforten des Stadthauses und ein erblindeter Greis, auf dessen kahle Schädel kaum noch einige graue Haare zu erblicken waren, trat heraus, geführt von einem schwarzbraunen Mägdlein. Er war ein ehrwürdiger Mann, aus fernem Lande kommend, der am Thore der Stadt angehalten und zum Rathe geführt wurde. Seine fremdartige Kleidung, und noch mehr das schöne schwarzbraune Mägdlein, das ihn führte, erregten die Neugierde der Menge, die ihm auf den Marktplatz

nacheilte, auf ihn mit Ungeduld harrte, und ihm wieder vom Rathhaus bis zum Rabbiner Jakob ben Meir nachströmte.

Der Rabbi Jakob, der ihn gleich als einen Gesetzlehrer aus Frankreich erkannte, empfing ihn ehrfurchtsvoll, und führte ihn in sein schönstes Zimmer. Hier ließ er ihn seine staubigen Kleider wechseln, Wasser zum waschen geben, und lud ihn dann zum Essen ein. Der ehrwürdige Greis aber sagte, daß er nicht essen würde, bis er den Zweck seiner Reise hieher öffentlich bekannt gemacht und sich seiner heiligen Mission entledigt hätte. Es sei bald Sabbath, wo die ganze Gemeinde sich in die Synagoge begeben würde. Dort möchte er in Aller Gegenwart seine Sendung feierlich verkünden, damit sie beachtet und vollzogen würde. Rabbi Jakob versprach ihm, sogleich Anstalt zu treffen, um seinen Wunsch zu erfüllen. Er begab sich sofort zum Vorsteher der Gemeinde, theilte ihm die Ankunft des erblindeten Greises aus Frankreich mit, der die Verkündigung einer heiligen Mission, im Gotteshause, in Gegenwart der ganzen Gemeinde, zu machen verlangte. Der Vorsteher ertheilte alsobald die Erlaubniß und bat den Rabbiner ihm die Ehre zu erweisen, den fremden Gottesgelehrten in seinem Hause zu bewirthen. Rabbi Jakob lehnte diese Bitte ab, weil weder er, noch seine Frau und sein Sohn dieses

eingehen können, da der erblindete Greis einmal bei ihm eingekehrt sei.

Während der Zeit hatte die Frau Rabbiner, Süßchen, bereits eine umfassende Bekanntschaft mit der schönen Führerin des erblindeten Greises gemacht. Sie erzählte, daß ihr Vater, der erblindete Fremde, der berühmte Rabbi Cresselin von Chinon sei, wegen seiner Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Leiden in ganz Frankreich bekannt. Er wäre nicht so alt, wie er aussehe, denn er zähle kaum sechs und dreißig Jahre. Allein er war im Jahre 1320 Zeuge der Hirtenverfolgung in Frankreich, wo sein Lehrer von Gaillac, mit der ganzen Gemeinde grausam getödtet wurden und seine Haare bleichten sich dadurch vor Schrecken. Das Jahr darauf, 1321, sah er seine Eltern, Geschwister, Verwandte und die ganze Gemeinschaft von Chinon unter der unglaublichen Beschuldigung der Brunnenvergiftung lebendig verbrennen. Ihn selbst hatte das Feuer bereits umschlungen, als ihn eine mitleidige Jungfrau aus den Flammen rettete.

Es war dies die Tochter des Rabbiners von Bourgueil, die ihn bei ihrem Vater sah und liebte. Als sie die schreckliche Nachricht von dem Verbrennungs-Urtheil der ganzen Gemeinde von Chinon vernahm, eilte sie dahin, um ihren Geliebten zu retten oder mit ihm zu sterben. Unbekannt in Chinon, konnte sie sich ohne

Verdacht bis zum Scheiterhaufen begeben und dort durch Geld den Geliebten aus den Flammen nach ihres Vaters Hause in Bourgueil bringen lassen. Er war halb todt, das Feuer hatte ihn fürchterlich verbrannt und des Augenlichts beraubt. Ein geschickter Arzt unternahm seine Heilung, und er wurde bald von seinen Wunden geheilt, aber das verlorne Gesicht konnte er ihm nicht wieder geben. Die gute Claire, so war ihr Name, liebte ihn nicht weniger und suchte ihn zu pflegen, zu trösten und aufzumuntern.

Claire liebte Cresselin so sehr, daß sie ihren Vater bat, ihn ihr zum Manne zu geben. Der ehrwürdige Rabbiner von Bourgueil, der die Familie Cresselin's hochachtete, und dem die Gelehrsamkeit des unglücklichen Jünglings bekannt war, willigte von Herzen ein. Claire wurde die glückliche Ehegattin des Rabbi Cresselin. Bald bildete sich in Chinon eine neue Gemeinde und Rabbi Cresselin, obgleich blind, wurde einstimmig zum Oberhaupt der Gemeinde gewählt. In seinem heiligen Berufe und noch mehr in seiner Ehe, fand Rabbi Cresselin Trost und Beruhigung. Seine Seele, dem stillen Meeresspiegel gleich, den jeder Windhauch erzittern läßt, bedurfte er der zärtlichen Liebe eines hingebenden Weibes, das nur in und für ihn lebend, dem leicht erregten Gemüthe die Ruhe zu sichern wußte. Die freundlichen Worte ihres süßen Mundes waren Balsam

für sein Herz, das nicht selten von düstern Ahnungen erfüllt war und nie die Erinnerung an jene erschütternden Scenen in Gaillac und den Scheiterhaufen von Chinon ganz vergessen konnte.

Da geschah es eines Tages, daß Claire, ohne vorher krank gewesen zu sein, die Hand ihres Mannes ergriff und zu ihm folgendermaßen sprach: „Mein lieber, guter Cresselin, die Zeit ist gekommen, wo mein Glück hienieden ein Ende nimmt. Gern hätte ich noch länger zu leben gewünscht und deine süße Worte wie Honig gekostet, deine fromme Lehren wie köstlichen Trank genossen, der Himmel hat es aber anders beschlossen. Ich sterbe ruhig, unsere geliebte Tochter wird bei dir meine Stelle vertreten, bis wir uns jenseits wieder vereinigen werden. Gott, der Ewige, wird dich und unser Kind .... die Worte erstarben auf ihren Lippen, sie war nicht mehr! ...

Unterdessen war die Zeit des Gottesdienstes herangenaht. Der Vorsteher und die Aeltesten der Gemeinde kamen, den Gesetzlehrer von Chinon zur Synagoge abzuholen. Rabbi Jakob und sein Sohn Rabbi Meir begleiteten ebenfalls den frommen Greis nach dem Gotteshause. Nachdem man das Abendgebet beim Eingange des Sabbaths fertig hatte, erstieg der blinde Greis die heilige Lade und begann mit rührender Stimme folgende Verkündigung:

„Und ihr werdet umkommen unter den Völkern; und verzehren wird euch das Land eurer Feinde.“ So sprach der göttliche Lehrer Mose, der Israels Schicksal im Herzen trug. Sein prophetisches Auge sah Israels unglückselige Lage voraus, die leider in unsern Tagen in Erfüllung zu gehen scheint. Meine verehrten Freunde! Ich will keineswegs hier den nur zu berechtigten Ausdruck der Gefühle anbringen, welchen die kommenden, Israel verwüstenden, Ereignisse in mir erregen. Gestatten Sie mir nur die Größe unserer jetzigen Leiden Ihnen vorzuführen. An wen könnte ich mich lieber wenden, als an Sie, meine verehrten Freunde, die Ihr mich so liebevoll aufgenommen und mir erlaubtet meine Sache euch gleich vorzutragen? Vielleicht würde mein persönliches Leiden zur Berücksichtigung meiner Mittheilung beitragen?

„Ich, Cresselin von Chinon, bin der Mann, der das Elend seines Volkes geschauet unter der schrecklichen Zornes-Geisel. Diese weißen Haare haben nicht die Jahre gebleicht, diese blinden Augen haben nicht das Alter erlöschen lassen, denn ich bin kaum sechs und dreißig Jahre alt. 1320, da ich als Jüngling von 16 Jahren die Hochschule von Gaillac besuchte, ereignete sich jene große Verfolgung der Israeliten, Hirtenverfolgung genannt. Eine ungeheure

Anzahl von Hirten, Landleuten, Spitzbuben und Straßenräubern traten plötzlich auf, durchzogen in geschlossenen Gliedern Aquitanien und nahmen ihren Weg von Bourges durch Gascogne, das Gebiet von Albi, nach Toulouse zu, um vorgeblich sich von da zur See zu begeben, um das gelobte Land zu erobern, aber in der That nur um zu morden und zu rauben. Ueberall wo sie hinkamen, fielen sie über die Juden her, plünderten und tödteten sie. Hundert und zehn jüdische Gemeinden wurden auf diese Weise zerstört."

„In Verdun an der Garonne flüchteten sich fünf hundert Personen in einen Thurm, den sie befestigten. Das Hirtenvolk belagerte sie, und machte scharfe Angriffe. Die Israeliten vertheidigten sich tapfer, warfen Steine und Balken auf die Belagerer und behaupteten ihren Platz. Als die Feinde sahen, daß sie bei den häufigen Angriffen viele Menschen verloren, so zündeten sie die Pforte des Thurmes an, und legten ein so starkes Feuer rund um denselben, daß die Belagerer keine Möglichkeit mehr sahen, dem Tode zu entgehen. Um dennoch nicht dem Gesindel in die Hände zu fallen, wählten sie einen der stärksten Männer unter ihnen, der sie nach und nach abschlachten sollte. Nach dieser schauderhaften That nahm dieser Verräther Geld und Gut der Verstorbenen und ging ins Lager der Feinde, erzählte was er gethan, und

hat für sich die Taufe und das Leben. Aber die schwere Last, die er vom geraubten Gute bei sich trug, erregte die Habsucht dieses Gesindels, sie hieben den Bösewicht in Stücken und theilten sich dessen Beute.

„In Gaillac sah ich mit eigenen Augen, meinen frommen Lehrer und die ganze Gemeinde todtschlagen, die Synagoge und die Judengasse in einen Steinhaufen verwandeln, nachdem sie gehörig ausgeplündert waren. Das Entsetzen und der Schauer über diese schreckliche Scene, verwandelten meine rabenschwarzen Locken in schneeweiße Haare. Aber diese Frevelthat war nur der Vorbote der noch größeren Gräuel, die das folgende Jahr, 1321, an Israel verübt worden. Ach! als wenn die lügenhafte Beschuldigungen der Hostienschändungen oder Kinderkreuzigung, die Tausend und Tausende von Unschuldigen zum Feuer verdammt haben, nicht genug die Menschheit erniedrigte, erfand man eine neue Beschuldigung, die Brunnenvergiftung! O menschliche Raserei! gleich der Furie schleppte man ganze Gemeinden von unschuldigen Opfern zum Scheiterhaufen! In Chinon, meiner Vaterstadt, wurden alt und jung, groß und klein, an ihrer Spitze der fromme Rabbiner, mein Vater, meine Mutter, meine Geschwister, alle lebendig verbrannt! Nur ich, nachdem mich das Feuer bereits umschlungen und meine

Augen verbrannt hatte, entkam durch den Heldenmuth einer Jungfrau, die mich liebte.

„O Mitleid! o Jammer, ein Mann, ein Gottesgelehrter, verkündigte in Chinon lange vorher dieses Unglück, aber Niemand kehrte sich an seine Worte, die er nach einem Traumgesichte ankündigte. Auch ich, Cresselin, hatte eine solche Traumerscheinung:

„Siehe, die jüdische Gemeinde von Nordhausen, in Thüringen", hieß es, „soll vertilgt werden, und es geschieht an selbigem Tage, da werden durch Feuer ihre Männer und Frauen, ihre Söhne und Töchter, ihre Greise und Jünglinge, alle schrecklich umkommen. Gehe hin und verkündige ihr dies und überrede sie diesen Ort zu verlassen."

Und ich stand auf, nahm Abschied von meiner Gemeinde, setzte einen Schüler an meine Stelle, denn sie wird mich nicht wieder zurückkommen sehen. Dann ging ich, geführt von meinem einzigen Kinde, auf das Grab der geliebten Frau, die mich aus dem Feuer rettete. Der Abschied von der treuen Gattin, von der zärtlichen Mutter, war für uns das Traurigste. Wir verließen Chinon mit Thränen, reisten über Paris und Metz mühsam nach Deutschland. Und nun, meine verehrten Freunde! folgt, o folgt der Stimme der Warnung. Ziehet von dannen, wo euch ein so fürchterliches Unglück bedroht. Verlasset diese

Stadt, damit es euch nicht gehet wie der Gemeinde von Chinon."

So sprach der Lehrer aus Frankreich, und die ganze Gemeinde war von seinen feierlichen Worten tief erschüttert.

II.

Süßkind von Orb.

Auf Einen jedoch, auf den Vorsteher der Gemeinde, Süßkind von Orb, machte die Verkündigung des Rabbi Cresselin keinen so tiefen Eindruck; nicht daß er etwa an seinen Worten zweifelte, sondern weil er meinte, sein Einfluß würde wohl ein so großes Unglück von der Gemeinde abwendig machen können.

Der Einfluß dieses reichen und großmüthigen Mannes war in der That sehr groß. Beim Kaiser sehr angesehen, war er auch Hoffactor bei größeren und kleineren Fürsten Deutschlands. Das Verhältniß war ein wechselseitig Inniges, das, durch Vertrauen von Seiten der fürstlichen Personen und durch erprobte Zuverlässigkeit von Seiten des Hoffactors, auch ein Befreundetes wurde.

Durch diese Stellung hatte Süßkind von Orb mehr als einmal das Glück seinen Brüdern in Israel

wesentliche Dienste zu leisten. Sein offener, biederer Charakter erwarb ihm die wärmste Hochachtung der ganzen Behörde von Nordhausen, und sein Wohlthätigkeitssinn gewann ihm alle Herzen der Bürger.

Hier wäre nun vielleicht der passende Platz, eine lange Reihe der edelsten Handlungen aufzuzählen, welche uns von diesem seltenen Manne bekannt geworden sind. Von diesem, dem wahren Sachverhalte gemäß erzählt, beurkunden besonders Viele die ächte Humanität und das hochherzigste Gefühl der lautersten Menschenliebe. Wir berühren hier mit Vergnügen dasjenige, welches besonders hervorragt und nicht nur den Dank der Zeitgenossen allein, sondern auch den Segen und die Verehrung der Nachwelt verdient, und unzweifelhaft fand.

Süßkind von Orb gründete auf eigene Kosten ein Krankenhaus, eine Armenschule, eine Waisenanstalt, eine Armenkasse, ein Institut für arme Greise u. s. w.

Dieser ehrwürdige Vorsteher ließ, den Sonntag nach dem Vortrag des erblindeten Rabbiners, die ganze Gemeinde und den Rabbi Jakob an ihrer Spitze, in die Gemeindestube versammeln und sprach sie mit folgenden Worten an:

„Theuere Gemeinde, mit gerührtem Herzen und bewegter Seele habe ich Euch heute versammeln lassen, um mich mit Euch über die traurige Mittheilung

des Gottesgelehrten aus Chinon zu berathen. Zuerst unsern innigsten Dank dem großen Lehrer, dem ehrwürdigen Märtyrer in Israel, der seine Heimath verlassen und eine mühsame Reise in die Fremde für unser Heil unternommen hat. Die Hochachtung, die wir alle für seine heiligen Worte, die Ehrfurcht, die wir für seine fromme Person hegen, darf uns aber nicht, ohne Ueberlegung seinen Willen zu vollziehen veranlassen. Er verlangt, daß wir mit Frau und Kind, Hab und Gut, die Stadt, in der wir geboren, verlassen, damit uns nicht ein schreckliches Unglück treffe, das über uns verhängt sei!

„Theuere Gemeinde, wir sind in Gottes Hand, wer kann vor ihm fliehen? heißt es nicht: „Wohin soll ich gehen vor Deinem Geiste, und wohin fliehen vor Deinem Antitz? Wenn ich in den Himmel steige, bist Du dort, und mache ich die Unterwelt zum Lager, bist du da". Wenn wir, wegen unserer Sünden, bestimmt sind umzukommen, so wird uns allenthalben die Hand Gottes erreichen. Wenn wir aber leben bleiben sollen, wo werden wir Schutz und Schirm wie Hier finden. Nordhausen ist die einzige Stadt in Deutschland, wo wir unbeschränkt unserem Glauben und unserem Gewerbe nachgehen können. Die Behörde achtet uns, das Volk liebt uns, selbst die Geistlichkeit legt uns

nichts in den Weg. Wir leben unter einem Kaiser, der für uns Wohlwollen hegt, unter Fürsten, die für uns Sympathie haben. Besonders erfreuen wir uns der Freundschaft des Markgrafen von Meißen, Friederich des Ernsten, der ein Unglück wie das Vorgehende, nicht dulden wird. Ich meine daher, wir bleiben Hier und vertrauen auf Gott und den Fürsten, deren Herzen er lenkt und führt.“

Als Süßkind von Orb seine Anrede fertig hatte, ergriff Rabbi Jakob das Wort und sprach:

„Geehrte Versammlung, ich trete nicht auf, um eine ausführliche Widerlegung der Anrede unseres würdigen Vorstehers zu geben; dieses würde mich zu weit führen. Ich bemerke nur, daß das ganze Gemälde von der Lage der Juden in Deutschland, von ihm so schön entworfen, nur sein persönliches Verdienst zu Grunde hat, und nur seine große Bescheidenheit konnte ihn glauben machen, daß es aus reiner Menschenliebe und Gerechtigkeit geschah.

„Freilich erläßt der Kaiser Ludwig der Bayer, dem unsere Brüder zu Rom bei seiner Krönung durch Ueberreichung einer Thora huldigten, manchen Schutzbrief zu Gunsten der Israeliten. Allein seine unruhige Regierung ist nicht geeignet, uns den gehörigen Schutz zu gewähren. Wie hätte sonst vor drei Jahren ein Armleber die Greuel Rindfleisch's erneuern

können? Und was erlaubte sich nicht der deutsche Pöbel gegen uns vor zwei Jahren in Sachsen, Bayern und anderwärts, ohne daß von Seiten der Fürsten der geringste Einhalt geschah.

„Ich will Euch, meine Lieben, die Grausamkeiten nicht schildern, die sich so viele Fürsten gegen uns zu Schulden kommen ließen, worunter Friederich der Gebissene, Vater des gegenwärtigen Markgrafen von Meißen, den ersten Platz einnimmt. Dieser rohe Krieger erhob eine barbarische Juden-Verfolgung in Thüringen, die sich über das Osterland und die Mark Meißen ausdehnte. Die Hand Gottes aber ergriff ihn plötzlich; von einer fürchterlichen besinnungslosen Melancholie befallen, und dabei vom Schlage an der Zunge und an allen Gliedern gelähmt, lebte er nur noch erbärmlich, fest an das Bett geheftet, bis er endlich elend starb.

„Ich glaube daher den Worten eines Mannes wie Rabbi Cresselin, das Licht Israels, dessen Augen in Gottes Gesetz leuchten, dessen ganzes Leben geheiligt ist, und dessen Geist in die Zukunft blicket. Er will nicht nur, daß wir Nordhausen, sondern auch ganz Deutschland verlassen, denn in diesem Lande, meint er, würden wir nie eine ordentliche Ruhe finden. Ja, setzte er bedeutungsvoll hinzu, es wird eine Zeit kommen, wo die Juden allenthalben als Menschen be-

trachtet und die vollen Rechte aller andern Bürger genießen werden, nur in Deutschland werden sie ewig zurückgesetzt bleiben, hier nicht dies, dort nicht jenes werden können; hier kein Handwerk treiben, dort kein Amt besetzen dürfen. Laßt uns nach Polen gehen, wo unsere Brüder ruhig und glücklich leben."

Der Vortrag des Rabbi Jakob fand jedoch wenig Beifall, weil die Vaterlandsliebe die ganze Gemeinde belebte, und sie beschlossen mit ihrem Vorsteher in Nordhausen zu bleiben, und sich eher einer Gefahr auszusetzen als die Vaterstadt zu verlassen.

Als Rabbi Cresselin den Entschluß der Gemeinde vernahm, schreckte er auf, schlug die Hände zusammen, und schrie verzweiflungsvoll: „Feuer! Feuer! Feuer!" Der Gedanke an den Scheiterhaufen rief ihm den Feuertod von Chinon so lebhaft ins Gedächtniß, daß er glaubte nochmals mit seiner Familie und seinen Freunden den Holzstoß zu besteigen. „Ich bin da, edler Vater, gute Mutter, euer Sohn ist bei euch! meine lieben Geschwister, euer Bruder Cresselin stirbt mit euch, im Namen des Ewigen, des einen und alleinigen Gottes! Sehet der Himmel ist offen, und zahllose Engel erwarten uns! Auf, o mein Lehrer, o meine Mitschüler, ich komme, komme....!" Bei diesen Worten fiel der Fromme zu Erde und war todt.

Die Nachricht von dem Tode des Rabbi Cresselin verbreitete sich pfeilgeschwind in der Gemeinde, und verursachte allgemeines Bedauern. Besonders war der Rabbiner Jakob tief betrübt. Er ließ ihn mit großer Feierlichkeit begraben. Als das Gebet: „Des Schöpfers Thun ist tadellos“, vollendet, das Gras hinter sich geworfen, mit dem Spruch: „Einst werden sie hervorblühen wie das Gras der Erde“, und die Leiche in die Gruft gesenkt war, da warf sich Rabbi Jakob ben Meïr auf das Grab nieder, küßte den Staub, weinte und rief:

„Erde, Erde, wie bist du so kühn! wie so verwegen! die leuchtenden Säulen der Welt verzehrest und zerstörest du! ha, wie vermessen, die heilige Krone, die Israel zierte, das hohe Schild, das Juda schützte, soll in dir verfaulen? Rabbi Cresselin von Chinon, der Glanz der Gesetze Gottes, die Leuchte der göttlichen Lehre sollte in Dir verlöschen? Wie solltest du immerfort die Welt beherrschen? Nein! Nein! o Erde, Erde! blähe dich nicht so auf, Rabbi Cresselin werde dir nicht überlassen, der Heilige verweset nicht in dir!“

Dann stand Rabbi Jakob wieder auf und weinte, und entfernte sich mit dem Vorsteher, der ebenfalls über den plötzlichen Tod des Rabbiners von Chinon sehr gerührt war. Nachdem dieser von dem Todten

Abschied genommen und mit thränenden Augen das Gebet wiederholt hatte:

„Des Schöpfers Thun ist tadellos,
Denn alle seine Wege sind gerecht;
Er tödtet und belebet,
Er führt ins Grab und wieder herauf.
Der Mensch, ob er ein Jahr,
Ob tausend Jahre lebe,
Was frommt es ihm?
Es ist, als wär' er nie gewesen!"...

adoptirte er feierlich die hinterlassene Waise als sein Kind, und ließ sie mit seiner Tochter gleich erziehen.

Constance, so hieß die Waise, fand an Süßkind von Orb einen zärtlichen Vater, und an dessen Tochter Liebheid eine liebevolle Schwester. Sie wuchsen beide heran, reich an Tugend und Schönheit.

Constance, eine Brunette mit schwarzen Augen und noch schwärzerem Haare, war voll Anmuth und Reiz; Liebheid, eine Blondine mit großen blauen Augen, war lieblich und hold. Wenn die ätherisch zarte, und doch vollkräftig gebaute Liebheid ihren schneeweißen runden Arm um den Nacken Constance's legte, und diese wiederum schäckernd Constance's rabenschwarze Haarflechten auflöste, daß sie als der zierlichste Mantel über die schönen Schultern herabfielen, konnten sie als Ideal der himmlischen Schönheit gelten. Wenn von Constance nur ein Laut ihrer melodischen Stimme,

nur eine natürliche, grazienhafte Bewegung ihrer plastisch geformten Glieder; wenn von Liebheid's schwellendem Corallenmunde nur ein beseligendes Lächeln, nur ein Feuerblick ihres geistreichen Auges ereignete, mußten sie Staunen und Bewunderung erregen. Unter den stillen Anbetern dieser herrlichen Geschöpfe waren zwei Jünglinge von gleichem Alter, Gottlieb von Orb, der Sohn des Süßkind's von Orb und sein Freund Wilhelm der Einäugige, Sohn des Markgrafen von Meißen.

III.
Der Markgraf von Meißen.

Friederich II., Markgraf von Meißen, war, wie wir schon erzählt haben, der Sohn und Nachfolger Friedrich's I., der seinen Namen für ewig in den Analen der Menschheit beschimpft hatte, durch eine barbarische Verfolgung, die er gegen die Juden unternommen hatte, um sie zu berauben. Sein Sohn Friedrich war nicht viel besser, aber viel klüger. Statt eine blutige Verfolgung herauf zu beschwören, um sich des Vermögens der Ermordeten zu bemächtigen, gebrauchte er angebliche Freundschaft, heuchlerische Liebe, um von den reichsten jüdischen Kaufleuten seines Landes Geld zu borgen, welches er nie zurückzugeben brauchte noch zurück gab.

Süßkind von Orb, der in hohem Rufe stand wegen seines Reichthums an köstlichen Stoffen, Edelsteinen, Geräthen von Gold und Silber; aber in höherem Ruf noch wegen des Besitzes so vielen baaren Geldes, daß er die ganze Markgrafschaft Meißen kaufen könnte, erregte die Habsucht Friedrich's. Er ruhte und rastete nicht, bis er seine Bekanntschaft machte, und ihm seine Freundschaft anbot. Dieser, der zu edel dachte, um nur einen Augenblick an der Aufrichtigkeit des Markgrafen zu zweifeln, nahm seine Freundschaft mit Freuden an, und erwiederte sie auf's Wärmste. Sein Haus stand ihm und seinen drei Söhnen, Friedrich, Balthasar und Wilhelm, offen. Sie aßen und tranken an seinem Tische und nahmen an allen Familienfesten Theil. Bald erzeugte diese Freundschaft ein solches Vertrauen von Seiten des großmüthigen Süßkind von Orb, daß der Markgraf, unter tausenderlei Vorwänden die größten Summen Geld von ihm entnahm und immer wegen deren Nichtzurückerstattung einen Grund der Entschuldigung bereit hatte. Er trieb dieses Spiel Jahre lang, bis sich eine günstige Gelegenheit darbot, seine Maske abzulegen und sich auf immer von ihm los zu machen. Doch wir wollen dem Gange der Geschichte nicht vorgreifen.

Friedrich der zweite hatte als Vertrauten den Vogt von Salza, Henrich Schnetzen, ein Mann vom

ärgsten Fanatismus und ausschweifensten Aberglauben beherrscht. Er glaubte alle Gräuel, alle Mordthaten, welche die Israeliten im Mittelalter begangen haben sollten, und hatte eine ganze Bibliothek von antijüdischen Schriften der Mönchen und Pfaffen, die er fleißig las und dem Markgrafen mittheilte. Dieser, obgleich er an solche Mährchen nicht glaubte und auch nicht glauben konnte, weil er durch seinen Umgang mit den Juden ihre Sitten und Gebräuche besser und genauer kannte, bestärkte doch den Vogt in seinem Fanatismus und Aberglauben. Noch mehr, er bediente sich seiner, um alle diese Vorurtheile langsam unter dem Pöbel zu verbreiten, in der Hoffnung, mit der Zeit, eine Aufwiegelung gegen die Nachkommen Jakob's zu bewirken, während welcher er, im Geheim, seine jüdischen Gläubiger aus dem Weg schaffen, und die Andern gegen Zahlung schützen und schirmen könne.

Seine zwei ältesten Söhne, Friedrich und Balthasar, die seine Ansichten theilten, wurden von ihm in sein Geheimniß eingeweihet, nicht aber der Jüngere, Wilhelm. Dieser, ein Freund von Gottlieb, und Anbeter seiner Schwester Liebheid, der seinem Vater so große Dienste im Hause Süßkind's leistete, würde seinen Plan verrathen haben. Er überließ ihn daher ganz seiner Freundschaft für den Sohn und seiner Liebe für die Tochter Süßkind's von Orb, weil er von

seiner Seite dadurch keine Hindernisse zu befürchten hatte. Im Gegentheil, um ihn als Werkzeug bei der Familie von Orb gehörig brauchen zu können, machte er sich in Abwesenheit des Vogts von Salza über ihn lustig, lachte über dessen Vorurtheile, und behauptete, daß die Juden besser als die Christen seien, daß ihre Religion göttlich, ihre Sitten tadellos und ihre Moral die der heiligen Bücher Moses und der Propheten sei. „Was der einfältige Pöbel gegen sie vorgebe," sagte er seinem Sohne, „sei nichts als Fabel und Erdichtung, vom Haß erzeugt und vom Fanatismus, Aberglauben und Geldsucht genährt."

„So sei, zum Beispiel, die entsetzliche Beschuldigung, daß sie Christenkinder tödteten, um ihr Blut zu sammeln und bei ihrem Osterfeste das ungesäuerte Brod damit zu kneten, grundfalsch und den jüdischen Geboten schnurstracks entgegengesetzt. Diese abscheuliche Verleumdung, gewöhnlich kurz vor dem Osterfeste, von den Kanzeln herab, den Christen verkündigt, hat Tausende von unschuldigen Juden unter dem Schlachtmesser verbluten lassen, ohne zu bedenken, daß das Christenthum in den ersten Jahrhunderten von den Heiden ebenfalls Anfechtungen durch gleiche infame Anklagen zu erleiden hatte. In der That zeigen mehrere Stellen der Kirchenväter, daß in den ersten Zeiten der Christenheit ganz dieselben Be-

schuldigungen mit denselben Beweisführungen von den Heiden erhoben wurden, und daß sie sich nur auf dieselbe Weise vertheidigen konnten, wie die Juden — durch Hinweisung auf ihre Religionsbücher."

„Leider ist die Bosheit der Pfaffen so groß, daß sie, was sie am heiligsten halten, die Bibel, ihrem Hasse opfern: denn die jüdische Religion ist ja die, welche aus dem Munde Gottes selbst ertönen ließ: du sollst nicht tödten! der jüdische Glaube ist ja der, welcher aus dem Munde Gottes selbst erschallen ließ: du sollst kein Blut essen! Welche lügenhafte Behauptung auch, daß man das ungesäuerte Brod mit Blut knetet; wie oft waren wir nicht, Wilhelm, zugegen, als sie ihr Osterbrod machten, es wurde blos mit Wasser geknetet."

„Eine andere verruchte Anklage gegen die armen Juden, erfunden von bigottem Religionshaß, und habsüchtiger Begierde nach ihren Besitzthümern, ist die, daß sie Hostien schänden und durchbohren. Aber die Hostien, um diese böse Handlung an den Tag zu legen, bluteten und machten noch andere Wunder. Daß eine solche Beschuldigung nicht wahr ist und nicht wahr sein kann, ist bekannt, und man weiß nur allzu gut, daß Geistliche und Laien die Hostien selbst mit Blut, wie zu Passau, befleckt haben, um den leichtgläubigen Pöbel gegen die Juden aufzuhetzen. Rind-

fleisch und Armleder waren große Bösewichter, die mit dergleichen Betrügereien tausende und aber tausende unschuldig ermordet, verbrannt, ertränkt und sich ihres Hab und Guts bemächtigt. Viele Fürsten, die an dem Raub Antheil hatten, ließen sie ruhig gewähren und machten Deutschland zum Schauplatze der abscheulichsten und grausamsten Verbrechen."

„Noch unglaublicher und lügenhafter ist die Beschuldigung der Brunnenvergiftung, die Meister Henrich Schnetzen uns als wahrheitsgetreu berichtet, als habe es sich in Frankreich und Spanien zugetragen, um dort alle Christen zu vergiften. Ich habe nie von einer solchen Beschuldigung etwas gehört, und glaube auch nicht, daß ein Mensch der seine fünf Sinne hat, einem solchen Unsinne Glauben beimessen kann. Denn erstens, gehört die Thatsache wohl ins Gebiet des Unmöglichen, und dann hatten ja die Juden kein anderes Wasser als die Christen. Doch wozu so viele Worte, es scheint, daß diese Beschuldigung eine Erfindung des Henrich Schnetzens ist, dessen Fanatismus noch andere Anklagen gegen die Nachkommen Abraham's erzeugte, ohne sich um möglich oder unmöglich zu bekümmern."

Wilhelm, den diese Sprache seines Vaters sehr erfreute, hatte nichts Dringenderes als sie seinem Freunde Gottlieb von Orb zu überbringen, und dieser theilte

sie seinem Vater mit. Die Wirkung aber, die sich Friederich davon versprach, ging nicht in Erfüllung. Denn Süßkind von Orb hatte bereits Kunde von der Aufwiegelung des gemeinen Volkes in Meißen und Thüringen, durch Beschuldigungen und Anklagen gegen die Juden, die Henrich Schnetzen verbreitete. Da ihm auch bekannt war, daß Henrich Schnetzen der Vertraute Friederich's ist, so wurde er durch seine falschen Reden nicht getäuscht.

Was war aber zu thun? sich an den Kaiser Ludwig der Bayer zu wenden? Er erhielt aber eben die Nachricht, daß der Kaiser den 21. October 1347 durch einen Pferdesturz starb. Es blieb ihm nichts anders übrig als die Zeit abzuwarten bis er sich beim neuen Kaiser, Carl IV., dasselbe Ansehen und denselben Credit erworben habe wie bei seinem Vorgänger. Bis dahin aber beschloß er den Markgrafen zu überlisten. Er dankte ihm bei der ersten Gelegenheit über seine guten Gesinnungen gegen die Juden, die er durch seinen Sohn Wilhelm neuerdings vernommen hätte, und setzte hinzu, daß er nie an seiner Aufrichtigkeit, Aufklärung und Gerechtigkeit gezweifelt habe, und ihn daher immer als einen treuen Freund betrachtet und behandelt hätte.

Friederich gratulirte sich schon über die gute Folge seines Planes. „Ich war klug“, sagte er zu sich mit

Befriedigung, „ich war geschickt, einen Plan zu entwerfen, der mir alle die Vortheile meines Vaters gibt, als er die Juden seines Landes ausrotten ließ, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen, ohne seinen Ruf als habsüchtiger und grausamer Fürst, zu theilen. Auch die Ausführung meines Planes war gut durchdacht, das Volk ist in Aufruhr, ohne daß ein Mann wie Süßkind von Orb, dem so viele Mittel zu Gebote stehen, nur den geringsten Argwohn hegt. Nur eines Winkes bedarf es, und die rasende Bestie, der Pöbel, ist los. Wehe den Gläubigern! wehe Allen, die sich nicht loskaufen! Doch ich vergesse, daß dies alles nur in meinem Lande stattfinden kann, nicht aber in Nordhausen, der freien Reichsstadt; und gerade dort lebt Süßkind von Orb, das Haupt meiner Gläubiger! Zum Henker! an dies habe ich nicht gedacht, und ohne dem kann gar nichts geschehen, sonst bin ich compromittirt. Ich muß überlegen, mit Henrich Schnetzen überlegen, wir werden wohl ein Mittel finden, um auch den Krösus von Nordhausen ins Verderben zu ziehen."

So sprach Friedrich von Meißen mit sich selbst, und begab sich nach Salza, zum Vogt Henrich Schnetzen. Während dieser Zeit aber blieb Süßkind von Orb nicht unthätig, er begab sich zum Kaiser. Carl IV. empfing ihn huldreich; er sagte, daß ihm seine Leistun-

gen bei der vorigen Regierung bekannt seien, und er hoffe, daß auch seine Regierung sich deren zu erfreuen hätte. Er könnte sich bei jeder Gelegenheit, an ihn direkt wenden, er werde immer seinen Wünschen zuvorkommen. Auch möchte er seine Religionsgenossen, den treuen Kammer-Knechten des Reiches, seine Gunst, seinen Schutz und Schirm versichern.

Süßkind von Orb kehrte ruhig und vergnügt zurück. Er versprach sich zur gelegenen Zeit, den Kaiser vom Treiben des Markgrafen von Meißen in Kenntniß zu setzen, und seine hilfreiche Hand in Anspruch zu nehmen. Bis dahin wollte er Friedrich und seine Kinder, wie früher behandeln. Jedoch um der Liebschaft Wilhelm's ein Ende zu machen, verlobte er, im Geheim, seine Tochter, die schöne Liebheid, mit dem Sohne des Oberrabbiners von Mainz, einem Jünglinge voller Gelehrsamkeit und Gottesfurcht. Auch die Verlobung seines Sohnes Gottlieb mit der reizenden Waise von Chinon, vollzog der glückliche Vater, und sein Haus war voll von Freude und Glück. Leider kam plötzlich ein fürchterliches Gewitter über das Haupt Süßkind's von Orb, vereitelte alle seine Vorsichtsmaßregeln, und setzte Friedrich von Meißen in den Stand, alle seine barbarischen Wünsche noch mehr als er hoffen konnte, in Erfüllung zu bringen.

IV.

Der schwarze Tod.

Eine große und schreckliche Epidemie, der schwarze Tod genannt, welche sich 1348 vom Aufgang gen Niedergang heranwälzte und bis 1350 in Deutschland wüthete, dezimirte alle Städte und Dörfer. Mehr als der dritte Theil der Einwohner wurde weggerafft. In Basel sollen 14,000 Menschen gestorben sein; Straßburg bestimmte die Zahl seiner Verstorbenen auf 16,000. In Frankfurt wurden 20,000 Leichen gezählt; Köln verlor 22,000 Seelen. In Würzburg, Nürnberg und Ulm waren die Kirchhöfe mit Toden überfüllt. Besonders wüthete die Pest gegen die Mönche, welche ein liederliches Leben führten. Nach genauen Todtenverzeichnissen kamen 124,000 Franziscaner und 124,434 Barfüßer um.

Die ganze Natur schien in Trauer gehüllt zu sein. Von den Bäumen ertönte kein Gesang, die Lustgebüsche verstummten. Die Vögel in der Luft fielen todt zur Erde. Auf den Feldern irrten wahrlos die Heerden herum, ohne Hirt und Führer, weil ganze Orte ausgestorben waren. Vieles Vieh lag neben den Hirten todt ausgestreckt. In den Wäldern war alles öde; die Jäger und Jagdhunde fand man leblos auf der Erde liegen, und die wilden Thiere in ihren

Höhlen hingestreckt. Auf dem Rhein und Main, wurden viele Schiffe willkührlich von den Wellen und Winden herumgetrieben, weil die Steuermänner plötzlich gestorben waren.

Da erhob sich das Geschrei, die Juden hätten durch Vergiftung der Flüsse und Brunnen diese schreckliche Epidemie veranlaßt, und da erging, zur Schande des deutschen Namens, ein gräßliches Gemetzel über die Israeliten. Raubthieren gleich rissen sie dieselben aus ihren Häusern, wie aus Mörderhöhlen, sie wurden zusammen getrieben, gefoltert und zu Tausenden geschlachtet. In der Verzweiflung schlossen sich viele in ihren Häusern ein, oder in den Synagogen, und steckten diese in Brand; ganze Familien, ganze Gemeinden starben lieber freiwillig in den Flammen, als unter den Händen der rasenden Christen.

In vielen Orten verbrannte man sie ohne jedes Urtheil; in etlichen andern, nach geführtem Prozeß, worin die Folter die größte Rolle spielte. So wurde im Monat November 1348, mit den Juden von Zofingen, die man gebunden nach Bern schickte, verfahren. Durch Marter wurden sie zum Geständnisse gebracht: sie hätten Gift in die verschiedene Brunnen geworfen. Man verbrannte sie zu Asche und schrieb nach Basel, Freiburg und Straßburg, daß man bei ihnen dasselbe thun möchte. Ganze Säcke mit Gift

wurden von Zofingen umhergeschickt, angeblich von den Juden in die Brunnen geworfen. Allein die Behörden glaubten wenig an diese Beschuldigung. Da entstand eine Empörung des gemeinen Volkes gegen den Magistrat.

In Basel versammelte sich das empörte Volk vor dem Rathhaus und zwang den Rath zu schwören, die armen Juden zu verbrennen. Es wurde ein hölzernes Haus auf einer Rheininsel gebaut, in welches alle Israeliten, nach Weihnachten 1348, gebracht, worauf es dann angezündet wurde.

Die beiden Stadtmeister in Straßburg, Conrad von Wintertur und Gosso Strum, so wie der Ameister Peter Schwaber, suchten die tolle Wuth des Volkes zu besänftigen. Aber vergebens! Der Pöbel in seinem Wahn verschaffte sich, wie er sagte, selbst Gerechtigkeit, weil er sich vorstellte, daß der Magistrat von den Israeliten bestochen worden. Der Rath wurde abgedankt, und ein roher Fleischer zum Ameister gewählt. Nun ging es an ein Brennen und Morden; man verurtheilte zweitausend Unschuldige zum Scheiterhaufen. Die armen Opfer wurden zusammen auf ihrem Begräbnißplatze geführt und dort, am Sabbath 14. Februar 1349, auf einem hölzernen Gerüste verbrannt. Man hatte ausgerufen, wer sich taufen ließe, bliebe am Leben. Niemand hörte darauf, im Gegentheil

die Mütter rannten mit ihren Kindern in's Feuer, daß man sie ihnen nicht nehme und taufe.

Eben so ging es den Juden in Freiburg und Kenzingen, im Breisgau; eben so in Zürich, Winterthur und St. Gallen, in der Schweiz. Gleiches geschah in Lindau, Ravensperg, Ueberlingen, Buchhorn, Memmingen und Constanz am Bodensee. In dieser letzteren Stadt hat einer, der sich mit der Taufe gerettet, sein Haus angezündet und aus der brennenden Wohnung gerufen! „ich sterbe als Jude!“ Vierzig Häuser verbrannten mit seinem.

Man verfuhr nicht besser mit den Israeliten von Colmar, und von zwei und vierzig anderen Orten im Elsaß, die alle namhaft gemacht werden. Sie wurden gemartert, lebendig verbrannt, alle ihre Güter eingezogen und ihre Häuser und Synagogen zerstört. Die Juden von Pforzheim, Bruchsal und Speyer wußten dies und geriethen dadurch in solche Verzweiflung, daß sie sich zu Hunderten mit Weib und Kind und allen Habseligkeiten, in ihre Häuser und Synagogen einschlossen, und sie sich über den Köpfen anzündeten.

Aehnlich verfuhren sie in Worms; sie versammelten alles Ihrige und ihre Familie in ihren Wohnungen, legten Feuer an und starben. 1480 Opfer verbrannten so am 1. März 1349.

Schrecklich war auch die Ermordung der Juden in ganz Bayern. In Augsburg, Nördlingen und Ulm, tödtete man sie auf vielfache Weise, eben so grausam als schauderhaft. Ihre Häuser riß man nieder und alle vorgefundenen Geräthe und Kostbarkeiten wurden fortgeschleppt. Dasselbe geschah in Bamberg, Berchingen, Ebern, Königshofen, Rotenburg und Würzburg. Viele wurden erwürgt, gerädert, verbrannt, gehängt, lebendig begraben, und ihre Häuser ausgeplündert.

In Nürnberg wurden sie alle in die Flammen geworfen; die Brandstätte heißt seitdem der Judenbühl. Dort sah man Mütter die ihre säugenden Kinder erwürgten, Frauen die auf dem Scheiterhaufen Geburtswehen bekamen.

Von allen Seiten Deutschlands widerhallte das Mordgeschrei. In der Rheingegend, zu Oppenheim, Bingen und Bacharach bemächtigte sich ein furchtbares Entsetzen der jüdischen Einwohner beim Anblick der Räuber- und Mörderhorden. Man sah Väter mit eigener Hand ihre Kinder tödten. Frauen, um ihre Religion, wie um ihre weibliche Ehre besorgt, sprangen in den Rhein, nachdem sie Steine an ihren Körper befestigt hatten.

Aus Eltville flüchteten sich fünf und zwanzig junge Männer in den Wald, wurden aber von raubendem Gesindel nackt ausgezogen. Da entbrannte das edle

Gefühl eines der jungen Männer, namens Koppel: „Brüder!“ sagte er, „wir sind keine Wasservergifter, alles Gift der Welt würde nicht hinreichen den Rhein oder den Main zu vergiften. Wir sind keine Mörder, sonst würden wir uns nicht wie Schaafe zur Schlachtbank führen lassen. Wenn wir in der Folge von gerichtlichen Aussagen Nachricht bekommen, kraft deren Israeliten sich selbst schuldig erklärten und alle Umstände angaben, so muß man dies auf Rechnung der Tortur schreiben, die wohl ein falsches Bekenntniß auszupressen im Stande war. Brüder! wir waren nicht vorbereitet, um uns gegen die plötzliche Raserei der Christen zu wehren, auch sind sie Hunderte gegen Einen von uns; wir würden aber des Namens Abkömmlinge der tapferen Maccabäer nicht werth sein, wenn wir uns hier der Verzweiflung überließen. Wir wollen vielmehr den Christen zeigen, daß das Blut jener Helden noch in unsern Adern fließt. Auf Brüder! lasset uns diesen Abend über den Rhein setzen, wir werden wohl am Strande eine Barke finden, dort sollen viele Orte ganz ausgestorben sein. Wir werden dort Kleider und Waffen im Ueberfluß finden, und morgen schon den 23. August 1349, in Mainz, wo unsere Religionsgenossen verbrannt werden sollen, eine Probe unserer Tapferkeit an den Tag legen.“

So sprach der junge Koppel und Alle waren von seiner Rede begeistert. Sie schwuren, seinen Worten gemäß zu handeln, ihm in Allem zu gehorchen, und obgleich ihre Zahl gering, so wollten sie es doch mit jedem Feinde aufnehmen. „Vielleicht", setzten sie hinzu, „vielleicht können wir auch unsere Zahl durch die geretteten Brüder vermehren und eine ansehnliche Macht bilden, aber immer soll unser Namen die Fünf und zwanzig behalten werden."

Als der Abend herangekommen war, gingen unsere nackten Helden an den Rhein. Ein kleines Schiff, Spielzeug der Winde und des Sturmes, auf offenem Rhein herumgeirrt, zeigte sich ihnen in der Nähe, der Hauptmann Koppel, schwamm drauf zu, fand den Schiffmann todt und brachte das Fahrzeug an das Ufer. Man bestieg es alsobald, setzte über, und kam nach Budenheim. Alles war öde und leer. Auf den Straßen und in den Häusern lagen die Einwohner entseelt. Man suchte nach ihren Kleidern und Waffen und fand vollständige Anzüge, Speere und Spieße genug um sich zu kleiden und zu bewaffnen. Da ihre Kleider nun christliche waren, so machten sie sich durch Kennzeichen untereinander bekannt.

Des Morgens früh zogen unsere fünf und zwanzig nach Mainz. Schon war der Scheiterhaufen in der Nähe der Stiftskirche angezündet, und von der Hitze

des erschrecklichen Feuers schmolz das Blei an den Fensterscheiben der nahe gelegenen Kirche. Hunderte der unglücklichen Opfer, Alt und Jung, Mann und Weib, lagen gebunden um den Holzstoß herum. Da erscheinen plötzlich die Fünf und zwanzig und richteten ein fürchterliches Gemetzel unter den bewaffneten Christen an. Ueber zwei hundert blieben todt auf dem Platze und mehr als vier hundert wurden verwundet. Aber ehe sie die Unglücklichen befreien konnten, wurden sie von einer solchen Menge überfallen, daß es unmöglich war sich zur Wehr zu setzen.

Glücklicherweise hatten sie noch Zeit genug, sich zu zerstreuen, und sich, Dank ihrer Kleider, ihrem Zeichen, unbemerkt aus der Stadt zu flüchten. Sie nahmen ihren Weg nach Coblenz. In jeder Burg, in jedem Dorf hatten sie Gelegenheit einige ihrer unglücklichen Brüder zu retten. Diese Rettung geschah nie ohne blutiges Gefecht und da der Feind fast immer unterlag, so nahmen die Geretteten die Kleider und Waffen der Gefallenen. Auf diese Weise kamen sie nach Coblenz mit einer Macht von mehr als hundert Mann.

Der Hauptmann Koppel munterte sie, in einer kurzen Anrede, zur Tapferkeit auf, und versprach ihnen Sieg und Ruhm. Sie thaten Wunder. Grimmig wie gereizte Löwen, stürzten sie, die Waffen in der

Hand, in die Stadt, in die Judengasse, wo die ganze jüdische Gemeinde in der Synagoge gefangen war, bis man ihr Todesurtheil vollziehen könnte. In einem Nu war die ganze Wache, mehr als zwei hundert Mann stark, niedergemetzelt, und alle Bürger, die ihnen zur Hilfe eilten, wurden verwundet oder getödtet. Da erhob sich ein panischer Schrecken unter dem Volke, es erkannte die Juden nicht und glaubte, daß Bürger gegen Bürger aufgestanden seien. Jeder ergriff die Waffen und stürzte auf seinen Nachbar, seinen Freund, seinen Verwandten. Jede Straße, jede Gasse der Stadt, ward ein Kampfplatz, und das Blut floß von allen Seiten.

Während dieser Zeit, wurden die Thüren der Synagoge unter dem Zuruf: „Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, ist ein einiges ewiges Wesen!“ geöffnet. Alle wurden von ihren Ketten befreit und im Triumphe aus der Stadt geführt. Es wahren mehr als 600 Opfer, Männer, Frauen und Kinder. Ihre Freude war grenzenlos, sie dankten dem Ewigen sie so wunderbar gerettet zu haben, und küßten mit Freudenthränen die großmüthigen Helden, die ihr Leben wagten, um sie zu befreien. Der Hauptmann Koppel sagte, daß sie nichts als ihre Pflicht gethan hätten, und wenn der Jude in allen Zeiten schuldig sei, seinen Nebenmenschen zu Hilfe zu kommen, so

sei es besonders jetzt, wo sich das ganze deutsche Volk gegen sie verschworen habe.

Unter Bedeckung der tapfern Fünf und zwanzig, zog die ganze Gemeinde die Mosel hinauf bis nach Thionville, wo sie sich, mit Erlaubniß der Obrigkeit, häuslich niederließen. Sie hatten unterwegs noch manchen Kampf zu bestehen, aber ihr Heldenmuth überwand alle Feinde. Unweit von Trier hatten sie das Glück mehrere Wagen, voll geraubten Gutes der Juden am Rhein, nebst Gesetzrollen, Gebetbüchern und heiligen Gefäßen der Synagogen anzuhalten und die Räuber zu erschlagen. Der Hauptmann Koppel theilte das Gut, das sich mehr als auf hundert tausend Mark löthigen Silbers belief, unter die Gemeinde, und die Gesetzrollen, Gebetbücher und heiligen Gefäße bestimmte er für die Synagoge, die man zu bauen unternahm. Die Hand der schönsten Jungfrau war der Lohn des Hauptmanns Koppel.

V.

Der Scheiterhaufen.

Während des Verlaufs dieses schrecklichen Trauerspiels in der Schweiz, Elsaß, Rheingegend und Bayern, spielte man in Meißen und Thüringen ein noch schrecklicheres Drama. Friederich II. hatte endlich

die Zeit gesehen, wo er sich ungestraft, nicht nur von allen seinen Gläubigern lossagen, sondern sich auch noch obendrein ihr übriges Vermögen zueignen konnte. Seine Habsucht war so groß, daß er das ganze Gut der Israeliten seines Landes allein haben mochte. Er organisirte daher eine Art Inquisition an deren Spitze er den Vogt von Salza, den berüchtigten Henrich Schnetzen stellte. Dieses höllische Tribunal ließ in einem Tage alle Juden verhaften und Alle teuflisch mit den ausgesuchtesten Henkersmartern hinrichten und ihre Güter einziehen.

Als diese schändliche und grauenhafte That geschehen war, richtete er seine Habsucht auf Süßkind von Orb. Dieser edle und hochgestellte Mann, als er die Ohnmacht des Kaisers und der Fürsten, die Juden zu schützen sah, gerieth ganz in Verzweiflung. Die Verkündigung des erblindeten Greises kam ihm unwillkührlich ins Gedächtniß, und er erblickte schon im Gedanken den Scheiterhaufen, von dem der fromme Lehrer aus Frankreich so lebhaft gesprochen hatte. Er machte sich Vorwürfe die Gemeinde verhindert zu haben, Nordhausen zu verlassen und nach Polen zu ziehen. Umsonst suchte man ihn mit der Hoffnung zu trösten, daß der Rath der Stadt, von der Unschuld der Israeliten überzeugt, nie eine so verruchte That begehen könne. Der Vorsteher der Gemeinde schüt-

telte ungläubig den Kopf und meinte, daß der Rath eben so ohnmächtig sei sie zu schützen als der Kaiser, oder vom Markgrafen von Meißen beherrscht, seine gute Gesinnungen bald ändern würde. Die Besorgniß Süßkind's war nur allzugerecht. Friedrich II. hatte seit lange mit dem Rathmeister von Nordhausen Freundschaft gepflogen, und am 2. Mai 1349 folgendes Schreiben an den Rath erlassen.

Friederich Markgraf von Meißen,

„Ihr Rathsmeister und Rath der Stadt Nordhusen, wyset, daß wir alle unse Joden haben lassen bornen, alsō wyt als unse Lande sin, umme dy große Boßheyt dy sy an der Chrystenheit han getan, wann sy dy Chrystenheit gar wollen tod han, mit Vergyft, dy sy in alle Borne geworfen han, dessen wir gentzlich Verkund davon haben, das daß wahr ist. Darumme rathen wir euch, daß ihr euer Joden lasset toden. Gott zu Lobe, daß die Chrystenheit noch nicht geschwecht von ihn werde. Was euch darumme antregt, das wollen wir gen unzerme Hern dem Künige, und gen allen Hern abenemen. Ouch wisset, daß wir Henrichen Schnetzen, unsen Voigt von Salza zu euch senden, der sol über euer Joden clagen, umme sy vor genante Boßheyt, dy sy an der Chrystenheit getan haben. Darumme byten wir euch vlysetlichen,

daß ihr deme Rechts helffet über sy, das woln wir sonderlich umme euch verdienen. Gegeben zu Ysenach, an deme Sonnabenden nach Sent-Walpurge Tage, unter unserme heymelichen Ingesiegel.“

Der Rath, ohne im Geringsten an die Beschuldigung der Juden zu glauben, ohne nur die geringste Ursache gegen sie zu haben, nur um den Markgrafen von Meißen zu gefallen, beschloß sie an 5. Mai zu verbrennen! Er ließ den Rabbiner rufen und verkündigte ihm seinen Entschluß. Rabbi Jacob ben Meïr war von dieser Mittheilung keineswegs überrascht. Er sagte dem Rathe, daß vor neun Jahren schon ein frommer gottesfürchtiger Mann aus Frankreich nach Deutschland gekommen sei, um dieses große Unglück der jüdischen Gemeinde von Nordhausen zu verkünden. Er habe sie aufgefordert, die Stadt zu verlassen; allein, wegen ihrer Sünden, hätten sie den Ermahnungen des heiligen Mannes kein Gehör gegeben. Nun aber sterben sie ihrer Sünden wegen freiwillig, und hätten nur eine Bitte, nämlich, daß sie unter Musik und Tanz zum Tode gehen könnten. Der Rath möchte daher gebieten, daß auf dem jüdischen Friedhofe, über die Grube die den Scheiterhaufen enthalten soll, ein Tanzboden gelegt werde, der den Holzstoß verberge und dem Auge entziehe. Musikanten sollten, durch den Klang der Musik einen

Tanz beleben, der die Tänzer berausche, fortreiße und taumelnd in die Flammen stürze, ohne Schrecken und Todesangst. Die Treue der jüdischen Gemeinde bei jeder Gelegenheit, gegen den Rath und ihre Unschuld, berechtige sie zu dieser einzigen Bitte, die nicht abgeschlagen werden könne.

Der Rath versprach dem ehrwürdigen Gottesgelehrten seinen Wunsch zu erfüllen und fragte, ob er nun die Verhaftung der Gemeinde bis Morgen den 5. vollziehen könne. Der Rabbiner antwortete, daß dieses ganz unnöthig sei, weil er für alle Mitglieder bürge, daß nicht Einer fehlen würde. Rabbi Jakob verabschiedete sich alsobald und eilte zum Vorsteher, um ihm den traurigen Entschluß des Raths mitzutheilen. Süßkind von Orb wußte es schon. Einer der Räthe, der gegen den Beschluß gestimmt, hatte es ihm gesagt, und ihn mit seinen Kindern zur Flucht aufgefordert, er wollte ihm behülflich dazu sein. Der edle Vorsteher aber dankte ihm und wies sein Anerbieten zurück. „Wie konnte ich", sagte er, „eine Gemeinde, an deren schrecklichem Schicksal ich schuldig bin, verrätherisch verlassen? Ich will, ich muß mit ihr sterben!"

Der Rabbiner antwortete ihm, daß er, im Bewußtsein seiner Hingebung in den Willen Gottes, sowie der der ganzen Gemeinde, für alle gebürgt habe, da-

mit keine vorherige Verhaftung stattfinde. Dadurch können wir uns ungestört zum Feueropfer vorbereiten. Daß die ganze Gemeinde, Alt und Jung, Mann Weib und Kind, sich diesen Abend in die Synagoge versammele, und dort die ganze Nacht, durch Fasten und Beten, die Vergebung unserer Sünden bewirke, damit wir Morgen rein vor Gott erscheinen können. Er erzählte ihm nun, um was er beim Rathe nachgesucht und erhalten habe, und meinte, daß nur er und die Aeltesten der Gemeinde von dem Beschluße des Raths Kenntniß haben sollten, die anderen Mitglieder aber, so wie die Frauen und Kinder, nichts davon wissen brauchten, damit sie vom Todesschrecken befreit blieben. Der Vorstand ließ alsobald die ganze Gemeinde für den Abend in die Synagoge einladen, um dort, wie an einem Versöhnungstage, zu dem Ewigen um Vergebung ihrer Sünden zu beten. Der ehrwürdige und fromme Rabbiner hätte diesen Gottesdienst, in Beziehung der grausamen Verfolgung der Israeliten in Deutschland angeordnet.

Des Abends waren alle Religionsgenossen der Stadt, groß wie klein, jung wie alt, im Gotteshaus versammelt. Der hochgelehrte Rabbi Jakob b. Meïr hielt eine rührende Predigt, in der er die grausame Verfolgung der unschuldigen Brüder in Deutschland schilderte. Alles floß in Thränen. „Diese Leiden, diese

Hingebung der Tausende, ohne ihren Glauben, ihren Gott zu leugnen," schrie er, „zeugen die Wahrheit unseres Glaubens, die Größe unseres Gottes. Sie bewiesen auch Alle, durch ihren Tod, daß keine Schuld an Jakob, kein Unrecht an Israel war. Nun mögen die Frommen sich freuen, die Redlichen frohlocken, die Heiligen in Freudengeschrei ausbrechen, das Laster wird verstummen, und der Frevel gänzlich wie Rauch hinschwinden. Dann werden alle Bewohner der Erde erkennen, daß der Ewige, Israels Gott, der Vater aller Menschen ist, dessen Liebe über Alle waltet."

Nach dieser Predigt stimmte der Vorbeter mit tief gerührter Stimme das Bußgebet an:

Unser Herr, unser Vater, vergib unsere Sünden, lösche aus unser Vergehen.

Unser Herr, unser Vater, laß wie Wolken unsere Missethaten dahinschwinden.

Unser Herr, unser Vater, gedenke der Opferhandlung auf dem Berg Morijah.

Wie Abraham seinen einzigen Sohn Isaac gebunden auf den Altar legte;

Wie er seine Vaterliebe unterdrückte, um mit
ganzem Herzen Deinem Willen zu willfahren.

O wir sind Alle bereit wie Isaac für
Deinen heiligen Namen zu sterben!

Und wollen wie Abraham Dir die Liebe
zu unsern Kindern opfern!

So beteten sie die ganze Nacht, und der Morgen fand sie noch in Andacht versunken. Da erhob sich der Rabbiner und sprach: „Laßt uns jetzt auf den Friedhof begeben, dort wollen wir — so wie einst David und das ganze Haus Israel vor dem Ewigen tanzten und spielten auf Zithern und Cymbeln — zur Ehre Gottes tanzen und singen, wie es heißt: Dienet dem Ewigen mit Freude und erscheinet vor ihm mit Jubelgesang!" Und sie alle standen auf und begaben sich, Paar und Paar, auf den Friedhof. Zuerst gingen der Rabbiner und Vorsteher unter dem sammeten Baldachin, jeder eine Gesetzrolle auf dem Arm; dann die Aeltesten, die heiligen Gefäße von Silber und Gold tragend; darauf der Vorbeter und Küster, jeder mit einem reichgestickten Vorhang der heiligen Lade als Fahne. Nach ihnen kamen die Ju-

gendlehrer mit ihren Zöglingen, Bibel und Gebetbuch in der Hand; dann die Frauen mit ihren jungen Kindern, die Wöchnerinnen und Kranken in ihren Betten, von den Knechten und Mägden getragen, endlich die höheren Schüler, jeder ein Tractat des Talmuds in der Hand tragend; zuletzt der Rector, Rabbi Meïr, Sohn des Rabbiners, mit dem siebenarmigen Leuchter.

Auf dem Friedhofe angelangt, legte man die Gesetzrollen und alle andern Heiligthümer zusammen. Dann, wie eine Aufforderung zum Tanz, erklang die Cymbel und die Zither. Da trat der junge Gottlieb von Ord hervor, reichte die Hand seiner Braut, der schönen Constance von Chinon, und lud sie zum ersten Tanz ein. Er schlug mit den Füßen das Tempo auf dem Boden, und begann den Tanz mit seiner Verlobten. Ihnen folgten alle Jungfrauen und Jünglinge paarweise, und es drehte sich der Zug, es kreiseten die Paare, und stürmten anmuthig herum. Da gab der Gemeindevorsteher den Stadtknechten Befehl, das Feuer anzuzünden.

Der zweite Tanz begann, die Männer stampften den Takt mit den Füßen, die Frauen klatschten ihn

mit den Händen. Da flogen allesammt mit aufgehobenem Arme entgegen, und Herz an Herz drehten sie sich im Kreise dahin. Nun erhoben die Jünglinge den Nationalgesang: Ihr Stämme Israels, Strophe um Strophe; in Wechselweise sangen auch die Mädchen dazu, und die tönende Cymbel begleitete in leisen Klängen die lieblichen Stimmen. Bald verstummte auch dieses und fort wälzte sich der Tanz wieder dahin.

Aber schon drang das laute Knistern des Feuers hinauf auf den Tanzboden, und die Flammen schlugen mächtig ringsumher. Der Rabbiner trat mit dem Vorsteher und den Aeltesten in die Reihen, und luden Alt und Jung zum allgemeinen heiligen Tanz. Hand in Hand wirbelten alle fort unter dem frommen Gesang: Haus Jacob's, auf, und lasset uns wandeln im Lichte des Ewigen! und so drehte sich der Schwarm in rauschender Begeisterung, bis der Tanzboden unter ihren Füßen, vom Feuer ergriffen, krachte und mit Allen, die darauf waren, in die Flammen stürzte. Sie verbrannten Alle, groß und klein, ohne ein Ach! oder Weh! verlauten zu lassen. Die Gesetzrolle und die heiligen Gefäße der Synagoge verbrannten mit ihnen.

Da hörte man plötzlich fürchterliches Geschrei, jammernde Stimmen: es waren Vater und Sohn von Meißen, die auf den Friedhof stürzten. Wilhelm der Einäugige suchte Liebheid von Orb, die er so sehr liebte, zu retten, und Friedrich der Ernste suchte Süßkind von Orb, um ihn nach seinen Schuldscheinen zu fragen. Er war in seinem Hause und fand keine von den vielen Schuldverschreibungen, die er seit fünf und zwanzig Jahren ausgestellt hatte. Auch hatte sich dort nichts von seinen vielen Reichthümern und Kostbarkeiten vorgefunden.

Beide kamen zu spät; Vater und Tochter waren bereits mit den anderen Israeliten zu Asche verbrannt. Da rannten Friedrich und Wilhelm verzweifelnd fort, der Vater eilte nach dem Rathhause, der Sohn nach der Wohnung der schönen Liebheid, er fand ihre Thüre verschlossen; er kniete lange an der Schwelle, er rief ihren Namen, er nannte die süßesten Worte, die ihm die Liebe gelehrt, er weinte laut.

Wie er da lag, außer sich, war sein Vater auf dem Rathhause nicht minder verzweifelt. Er erfuhr, daß der edle Märtyrer die ganze Schuld, die er von ihm borgte, den wohlthätigen Stiftungen, die er in

Nordhausen errichtet, vermacht hatte, und alle Schuldscheine davon, vor seinem Tode, in treue Hände gelegt hätte. Was seine anderen Reichthümer betrifft, so hätte Süßkind sie, seit dem Aufstand gegen die Juden in Deutschland, durch Wechselbriefe, die einst seine Stammgenossen in Frankreich erfunden hatten, nach Italien geschickt, um sie alle unter die Armen von Palästina auszutheilen.

Als der Markgraf von Meißen erfuhr, daß seine Schuldverschreibungen in andere Hände gerathen seien, und daß er sie zahlen müßte, da wurde er rasend. Er rannte durch die Straßen Nordhausen's, schrie mit Ungestüm: „Süßkind von Orb, Süßkind von Orb! meine Schuldscheine, meine Schuldscheine! schenk mir sie, gib mir sie, oder den Tod! Siehe Henrich Schnetzen ist da, er wird dich auf die Folter spannen. Süßkind, Süßkind, mein Freund! meine Schuldverschreibungen, meine Schuldscheine!“ Und so tobte er 6 Monate lang, bis er endlich, den 18. November 1349, seinen habsüchtigen Geist aufgab.

Die Stadt Nordhausen, die Friedrich von Meißen zu gefallen ihre jüdischen Einwohner so grausam vernichtete, war in des Kaisers Karl IV. Ungnade, Reich-

Acht und Über-Acht gefallen. Der Monarch trug die Vollziehung den Grafen von Hohenstein und Schwarzburg, Reichswegen, auf. Die Stadt mußte sich mit diesen Herren und mit Andern noch, die durch ihre schreckliche That Schaden gehabt, vergleichen, aussöhnen, und war genöthigt den zwei Grafen Hohenstein und Schwarzburg, vier hundert Mark löthigen Silbers zu geben.

Mein ehrenwerther Freund Simson,

oder

die jüdischen Künstler in Preußen.

Ich erhielt meine Erziehung im Dorfe Niederhofheim vom Chasan (Vorbeter) des Ortes. Zur glücklichen Zeit meines Lebens hatte er mich einige Noten für den Choral gelehrt, zur Zeit, da ich noch Chorknabe war mit dicken, frischen, vollen Backen, die alle Welt im Vorübergehen betasteten, mit einer klaren Stimme und blonden Haaren, mit einer Blouse und Holzschuhen. Ich betrachte mich nicht sehr häufig, aber ich bilde mir ein, daß ich dieser Zeichnung nicht gleiche. So war ich aber.

Ich konnte mich nicht von einem Klavier trennen, welches noch so verstimmt war und so schneidende Töne von sich gab, daß man es kaum noch Klavier nennen konnte. Damals war es, wo ich die Bekannt-

schaft meines Freundes Simson Biel, eines hübschen Jünglings von siebenzehn bis achtzehn Jahre, machte. Ich war fünf Jahre jünger als er, und er bezeigte mir viele Freundschaft.

Simson, Sohn des Parnes (Gemeindevorsteher) Lippmann Biel, war sehr gelehrt, denn er hatte in in dem Institut von Sachs in Frankfurt mehrere Jahre zugebracht. Er sprach von Moses Mendelssohn wie von einem zweiten Moses, und wollte alles nach ihm bilden. Er unterrichtete mich und noch andere Kinder in dessen deutscher Uebersetzung des Pentateuchs und der Psalmen, und sagte, daß wir etwas anderes werden müssen als Viehhändler und Hausirer. Mir brachte er eines Tages ein altes Solfege, das er in Frankfurt bei einem Trödler gefunden hatte. „Höre Benedikt,“ sagte er, „Du bist zwar nur zu einem Chasan bestimmt, aber lernst Du nun Dein Solfege gut, so kannst Du noch Musikmeister werden. Immer vorwärts.“ Das gab mir Muth; ich schlug mit beiden Fäusten auf das Klavier, dessen Tasten beinahe alle stumm waren.

Als der Chasan dies vernahm, eilte er, grün und gelb vor Zorn, zum Parnes, um meinen ehrenwerthen Freund zu verklagen, mich seinen Zögling zu verführen. Der Parnes ließ alsbald seinen Sohn

rufen und theilte ihm die Klage des Chasans mit. Mein Freund aber erwiederte sogleich: „Edler Vater, ich habe Niemanden verführt, weder Benedikt noch andere Jünglinge, denen ich Unterricht ertheile. Ich sagte ihnen nur, daß wir jetzt in einem aufgeklärtem Jahrhunderte leben, wo alles sich zu veredeln suche, und auch wir müssen unsere Lage zu verbessern suchen. Statt einen mühseligen Gewinn durch Hausiren oder Viehhandel zu erwerben, soll der Eine Handwerker, der Andere Gelehrte, der Dritte Künstler werden. So soll z. B. der arme Benedikt, statt Chasan, ein Musikmeister werden."

„Barmherziger Gott! und das nennen Sie, Herr Simson, nicht verführen?" rief Reb Aberle. „Ich appelire an ihre Ehre! Mein Benedikt hat eine gute Stimme, ein musikalisches Gehör, er wird ein feiner Chasan werden, dafür bürge ich. Was heißt aber Benedikt ein Musikmeister? ein Jude kann ja gar keiner werden."

„O nein, Reb Aberle," versetzte mein Freund, „so war es vormals, aber jetzt kann der Israelit alles werden, was er will."

„Vielleicht in Frankreich und Holland, aber in unserem Deutschland ist so etwas noch nicht vorgekommen," entgegnete der Cantor.

„Sicherlich ja, mein braver Reb Aberle, und um Sie davon zu überzeugen, will ich Ihnen ein Büchlein mittheilen, in welchem Davidson, der Arzeneigelahrheit Doctor, in einem Abrisse der Wissenschaft und Kunst unter den Juden in Preußen, im Jahr 1798, eine Reihe von jüdischen Künstlern in Preußen aufzählt, die schon damals dort lebten. Sie glauben doch was geschrieben steht?“ bemerkte mein Freund lächelnd.

„Ja wohl, Herr Simson. Zeigen Sie mir das Büchlein, ich überzeuge mich gern von der Wahrheit, und bin auch nicht abgeneigt, meinen Benedikt einen Tonkünstler werden zu lassen, wenn solches sich schon unter uns in Deutschland zugetragen hat,“ fügte der Cantor hinzu.

„Wohlan!“ sagte mein sehr ehrenwerther Freund, ein Tractätchen dem Cantor überreichend, „Sie können doch deutsch lesen, mein Herr?“

„Ich, Herr Simson? ich habe in meinem Leben noch kein deutsch gelesen, und es wird mir jetzt schwer fallen,“ sagte Reb Aberle.

„Nun so soll Benedikt kommen und Ihnen vorlesen,“ antwortete Simson.

„Wozu? können Sie denn auch nicht deutsch lesen, Sie sind ja ein Gelehrter?“ unterbrach ihn der Cantor.

„Allerdings kann ich lesen, mein guter Reb Aberle, aber ich meine, Sie hätten mehr Zutrauen zu Benedikt,“ versetzte mein Freund.

„Keineswegs, Herr Simson, ich halte Sie für einen Ehrenmann, der so brav als ehrlich ist, und mir keine Unwahrheit vorlesen wird.“

„Guter Tropf!“ murmelte mein Freund, öffnete das kleine Buch und las wie folgt:

„Die Juden haben sich in den preußischen Staaten, auch in den schönen und mechanischen Künsten ausgezeichnet.

„Der königliche Medailleur Abrahamson hat dem Publikum schon öftere Beweise seiner Kunst gegeben. Er reiste auf königliche Kosten nach Italien, und hatte die Ehre, bei seiner Zurückkunft von der Akademie der Künste zum Mitglied aufgenommen zu werden.

„Herr Friedmann hat durch verschiedene Bildhauerarbeiten, Gruppen und Büsten sein Talent bewiesen, und er wurde von eben dieser Akademie zum akademischen Künstler ernannt.

„Der Professor Bach zu Breslau ist als ein guter Maler und denkender Künstler bekannt.

„Herr Löwe ist als Miniaturmaler und Kupferstecher berühmt.

„Herr Seliger ist als Miniaturmaler sehr beliebt, besonders da alle seine Gemälde ganz ähnlich sind.

„Herr Schlesinger ist als Landschaftsmaler und Herr Flies als Portraitmaler nicht ohne Talent.

„Herr Salomon Bennet hat sich als Kupferstecher sehr ausgezeichnet. Seine letzte Arbeit, das Portrait Friedrich Wilhelm's II., erhielt den Beifall der Akademie, die ihn auch zum akademischen Künstler ernannte.

„Herr Bendix hat schon verschiedene Arbeiten geliefert, und alle zeigen, daß er seinem Lehrer, dem berühmten Bergen, keine Schande machen wird.

„Mademoiselle Goldschmit ist gewiß als Stickerin einzig. Sie verstehet, bis zur höchsten Täuschung, die Zaubereien des Pinsels mit der Nadel nachzuahmen.

„Herr Zacharias ist dem Publikum als Mechanikus und als vortrefflicher Arbeiter bekannt. Er hat verschiedene Instrumente für Herrn Direktor Achard und den Professor Hermbstädt gemacht, die den Beifall der Akademie der Wissenschaft erhalten haben. Er hat seit kurzem ein für Kranke sehr bequemes Bett erfunden.

„Herr Saxe hat sich als Architekt ausgezeichnet, und er ist der erste Jude, dem die Stelle eines königlichen Kondukteurs anvertraut worden.

„Herr Bergmeister Meyer und sein Bruder, der Hütteninspector Meyer, sind die ersten Israeliten, die dergleichen Stellen bekleiden und die Hüttenuniform tragen.

„Das Verdienst des Herrn Kapellmeister Wessely als Tonkünstler und Componist ist bekannt, und obgleich der verstorbene Cantor Rolle behauptete, es sei mathematisch unmöglich, daß ein Jude componiren könne, so hat Herr Wessely das Gegentheil bewiesen.

„Doktor Flies der Jüngere hat ebenfalls ein sehr großes musikalisches Talent, und schon verschiedene Arbeiten dem Publikum geliefert.

„Als vortreffliche Klavierspielerinnen sind bekannt: Madame Levy, Madame Wolff und Madame Boser geborne Flies.

„Wir haben auch Sängerinnen, von denen ich nur Mademoiselle Susman und Madame Liepman anführen will.

„Der Tanzmeister Meier wird vom berliner Publikum sehr geschätzt. Er ist Lehrer am königlichen Kadettencorps."

„Gottes Wunder!“ rief der Cantor aus, als mein Freund mit seinem Lesen fertig war.

„Nun mein lieber Cantor, wie wäre es, wenn wir unsern Benedikt nach Berlin schickten, um dort sein Musiktalent auszubilden. Ich und meine Freunde in Frankfurt werden für seine Reisekosten und Kleider sorgen, und Sie werden den Ruhm, der ihn erwartet, theilen. Denn wenn ein zweiter Davidson über die jüdischen Künstler von Deutschland schreiben wird, so wird es heißen: „Benedikt, der große Musikdirektor, verdankt seine ersten musikalischen Kenntnisse dem Reb Aberle, Cantor von Niederhofheim. Der bescheidene Künstler hat das merkwürdige Talent des unvergleichbaren Benedikt errathen und in ihm wach gemacht.“

„Sie überreden mich mit ihren schönen Worten, Herr Simson; ja Benedikt muß nach Berlin, und dies so bald wie möglich.“ So sprach der Cantor und eilte mir alles, was vorgefallen war, zu erzählen. Ich war voller Freude, denn schon lange wünschte ich zu reisen, und lief daher zu meinem ehrenwerthen Freunde. Er war aber bereits nach Frankfurt gegangen, um die Reisekosten nach Berlin, und zwei vollständige Anzüge für mich, mit seinen Freunden und Bekannten zu besorgen. Da er von meinem musikalischen Talente mit Wärme sprach, so hatte er für meine Ausbildung bald die nöthige Summe zu-

sammengeschafft. Schneider und Schuhmacher wetteiferten mit einander, meinen Anzug so schnell wie möglich zu verfertigen, und kaum waren zwei Tage vergangen, als ich schon zur Abreise bereit war.

Reb Aberle gab mir seinen Segen und sagte mir, daß ich nie vergessen solle, daß der Cantor von Niederhofheim den ersten Grund zu meiner Kunst gelegt habe, Ruhm und Gewinn mit ihm zu theilen und seinen Namen immer mit dem Meinigen zu vereinigen. Mein ehrenwerther Freund Simson, der mich bis nach Frankfurt begleitete, empfahl mir, blos fleißig zu sein, damit ich dem Judenthume Ehre mache, und wenn ich etwas brauche, mich nur an ihn zu wenden. Der gute Simson, er gab mir noch so manches mit auf den Weg, gerade als wenn ich sein Sohn wäre.

Die Kutsche, die mich nach der Hauptstadt Preußens bringen sollte, war angefüllt von Reisenden. Ein Goldarbeiter von Hanau, ein Kaufmann von Frankfurt, ein Fabrikant von Offenbach, ein Pastor von Rödelheim und eine junge Wittwe mit ihrem ungezogenen Knaben, der mehr Last für die Passagiere als für den Wagen war, waren bereits in der engen Kutsche. Wir kamen unter tausend Rippenstößen an den Ort unserer Bestimmung. In Berlin zerstreuten

sich die Mitglieder der halbzergliederten Reisegesellschaft. Ich stieg in dem „Zionswächter" ab, ein Hotel, das mir wegen seiner vielen Tugenden in Frankfurt empfohlen worden.

Ich trat sogleich in den Speisesaal, um meine matten Lebensgeister durch ein frugales Mahl zu stärken. Ich setzte mich an die Tafel, und verlangte Speise. Anstatt mir aber ein Gericht zu bringen, brachte man mir ein großes Buch, das Fremdenbuch, vor dessen Herz und Nieren prüfenden Rubriken kein Geheimniß möglich war. Nachdem ich den Wünschen der Polizei aufs Vollkommenste entsprochen, nachdem ich schwarz auf weiß gesagt, welchem Gott und welchem deutschen Fürsten ich angehöre, warum ich von dort fortgegangen und hier angekommen sei, gab ich das Buch zurück.

Nun erst kam das Essen, das der Reputation des Zionswächters nicht entsprach. Während ich aß, bemerkte ich, daß ein mir gegenübersitzender Herr, den ich früher nicht beobachtet hatte, das Fremdenbuch vor sich hatte und meine Zeichnung darin sehr aufmerksam las. Der Herr betrachtete mich jetzt und knüpfte dann ein Gespräch mit mir an, das sich, um die Tonkunst überhaupt und um mein musikalisches Talent insbesondere, drehte. Es war mir bei dieser Unterhaltung, angst und bang, denn

ich hörte zum erstenmal über Musik auf eine, mir nie geahnte Weise, sprechen. Ich wurde sehr schüchtern, und gerieth in die größte Verlegenheit.

Der gute Herr schrieb dieses, wie er mir später sagte, auf Rechuung meines Talents, denn kein Mensch, bemerkte er, ist bescheidener als das Genie; Niemand ist schüchterner als der wahre Künstler; und derjenige, welcher in der Kunstwelt mit kühnen Schwingen sich erhebt, tritt in der Wahren gewöhnlich nur zagend auf. Er drückte mir freundschaftlich die Hand, und sagte mir, daß er mich den andern Morgen zum Frühstück abholen werde. Als er fort war, fragte ich wer der sei, der sich so gelehrt über Musik mit mir unterhielt, weil ich nicht anders glaubte, als hätte ich mit dem berühmten Kapellmeister Wessely gesprochen. Man sagte mir, daß es der beliebte Tanzmeister Meier wäre, Lehrer am königlichen Kadettencorps.

Ich hatte mir vorgenommen, gleich nach meiner Ankunft in Berlin den Herrn Kapellmeister Wessely zu besuchen. Meine erste Beschäftigung war daher, Morgens frühe meine Haare schön zu frisiren und mich in meinen zweiten Anzug, der ganz schwarz war, zu zu stecken. Der Spiegel zeigte mir einen eleganten Jüngling, den man schwerlich für den Chorknaben

von Niederhofheim mit Blouse und Holzschuhe, erkannt haben würde.

Während ich mich so mit Befriedigung betrachtete, kam mein neuer Freund, um mich zum Frühstück abzuholen. Es schlug 9 Uhr, als wir vor dem Haus von Meier kamen. Er führte mich in ein zierliches Zimmer, wo ich Alles zu einem Thee Gehörende vorbereitet und eine schöne Dame im Morgen-Negligé antraf. Der Tanzmeister stellte mich seiner Frau, der schönen Dame, als den jungen Künstler, von dem er ihr gesprochen, vor. Sie gab mir ein Zeichen, mich niederzulassen, und fragte mich, ohne weitere Vorrede: „Haben Sie schon in einem Concert gespielt?“ Ich nahm eine fast unwillige Haltung an, und antwortete: „Nein Madame!“

„Gut! In diesem Falle rathe ich Ihnen, nicht gleich öffentlich, wie mein Mann meinte, hier aufzutreten. Wollen Sie Thee?“

„Ja wohl.“ Und während sie mit Anmuth die kleine Vorbereitung zum köstlichen Aufguß traf, fuhr sie fort: „Wir Juden hier geben den Ton der Gesellschaft, weil wir Alle Künstler oder Kunstfreunde sind. Um unsere Reputation zu behaupten, müssen wir sehr vorsichtig sein. Wie mir mein Mann sagte, so sind Sie in einem Dorfe geboren und erzogen, das schadet dem Talente nichts, aber viel dem Aeußern.

Sie müssen daher zuerst einige Zeit hier leben, um die äußere Biegsamkeit und Politur der Berliner Gesellschaft zu lernen."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Madame. Aber nicht nur um die äußere Haltung, sondern auch um die Ausbildung meiner Kunst bin ich hierher gekommen. Ich will mich, Madame, an den Herrn Kapellmeister Wessely wenden, damit er mich unter seine Schüler aufnehme."

„Lassen Sie, mein junger Freund, den Kapellmeister Wessely, er ist nicht mehr von den Unsern und wird für Sie wenig thun. Mein Mann soll Sie dem Herrn Doktor Flies dem Jüngeren vorstellen, er wird ihnen mit Rath und That beistehen. Doch mein junger Freund, ehe Sie mit meinem Manne fort gehen, erlaube ich mir, Ihnen zu bemerken, daß eine Hotelwohnung für einen Künstler nichts taugt, auch sehr kostspielig ist, und da Sie Vorderhand nichts verdienen können, so biete ich, Ihnen Tisch und Logis bei uns an. Mein Mann und ich nehmen zu viel Interesse an Ihnen, um uns das Vergnügen zu versagen, Sie in unserem Hause zu bewirthen. Auch finden Sie bei uns ein gutes Klavier, auf dem Sie sich üben können, denn mein Mann, ich und unsere Tochter sind Dilettanten. Ich will, während Sie mit meinem Manne zu

Herrn Doktor Flies gehen, Ihr Zimmer zurecht machen, und Ihre Sachen im Hotel abholen lassen."

Ich dankte der guten Madame Meier für ihre Anerbietung, empfahl mich aufs Beste und ging mit Herrn Meier zum Doktor Flies. Wir wurden ohne Anstand angenommen. Der Doktor war allein, in seinem Studirzimmer, das mit Büchern und Musikinstrumenten angefüllt war. Er empfing uns sehr freundschaftlich. Der Tanzmeister sagte ihm, daß ich ein junger Künstler aus Niederhofheim sei, der hieher gekommen, um sein Talent auszubilden. Herr Flies reichte mir sogleich die Hand: „Ich kenne Ihren Ort zwar nicht", sagte er freudig zu mir," aber jeder Künstler, woher er nur sein mag, ist mir willkommen. Welches Instrument spielen Sie, mein junger Herr?"

„Das Klavier", antwortete ich verlegen.

„Nun so nehmen Sie hier vor dem Pianoforte Platz, es ist ganz vortrefflich gestimmt, und spielen Sie Etwas, damit ich einen Begriff von Ihrem Talente habe."

Ich that dies, aber nicht ohne Zögerung, und schlug mit beiden Händen so heftig auf die Tasten, daß sie gleich zerbrachen. Der Doktor wurde wüthend: „Welcher Esel hat den Buben zum Pianisten gestempelt!" rief er aus. Der Tanzmeister war überrascht, bestürzt, und ich, in Verzweiflung. Wie vom Feuer angesteckt, lief ich schreiend und weinend

davon. Der edle Tanzmeister eilte mir schnell nach und brachte mich, nicht ohne Mühe, in sein Haus. Ich war ganz außer mir; Herr Meier und seine Frau boten umsonst alles auf, um mich zu beruhigen. Ich war untröstbar. „O ehrenwerther Freund, o Simson!“ rief ich schluchzend aus, „ich weiß nichts von Musik, bin kein Künstler, alle deine großmüthigen Bemühungen sind an einem elenden Stümper verschwendet worden!“ Und so jammerte, weinte ich unaufhörlich. Mein tiefer Kummer, meine zarte Jugend erregte das Mitleid der edlen und guten Madame Meier so sehr, daß sie mit mir weinte.

Indessen gibt es keinen so hartnäckigen Kummer, der der vereinten Kraft der Mitleidsthränen und der Frauenthränen zu widerstehen vermochte. Nach einem Kampf mit Gefühl und Herz gelang es mir, dem liebenswürdigen Ehepaar zu erzählen, daß ich, als armes Waisenkind, von dem Cantor Aberle von Niederhofheim aus Mitleid erzogen, und mir, als Chorknabe, von ihm einige Noten für Choral gelehrt wurden. Ein sehr verstimmtes Klavier, im Besitz des Cantors, zog mich unwiderstehlich an, Tag und Nacht saß ich davor. Dem Gehör nach spielte ich das Instrument ziemlich richtig, und ein Sohn des Gemeindevorstehers, der in Frankfurt eine gute Erziehung genossen hatte, brachte mir ein altes Noten ABC.

Der gute Simson, der mich mit seiner Freundschaft beehrte, und mich und andere arme Kinder des Dorfes, in der deutschen Sprache unterrichtete, glaubte, ich sei ein Pianist, mein Erzieher Aberle meinte ebenfalls, ich sei ein Künstler und ich, ich wußte so wenig von Musik, daß ich ihre Ansicht theilte. Bald suchte der achtungswerthe Freund Simson, den Cantor zu überreden, mich, auf seine Kosten, hieher zu schicken, um, wie er sagte, mein Talent auszubilden. Der Vorbeter, der niemals unter uns Juden von einem Künstler gehört hatte, und aus mir einen guten Cantor machen wollte, widersetzte sich anfangs gegen das Vorhaben meines Freundes Simson; allein dieser wußte ihn durch Beredsamkeit und andere Kunstgriffe dazu zu bestimmen. Er sagte ihm, daß in der That früher in Deutschland keine Rede von jüdischen Künstlern gewesen, daß aber seit Moses Mendelssohn alles anders geworden, daß es in Preußen, und namentlich in Berlin, viele jüdische Künstler gebe, die in einem Werkchen „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden," angeführt werden.

Und so wurde ich hieher geschickt. Der Kummer, daß ich Ihre und des Doctors Flies Güte so schändlich mißbraucht habe, ist tief und schmerzhaft für mich. Verzeihen Sie mir, o verzeihen Sie mir! Ich bin ein armes Waisenkind, dessen Unglück schon an der Wiege

begann; ich will wieder zurück nach Niederhofheim, wo ich meine einzige Bestimmung, Vorbeter der Synagoge, erfüllen werde. Adieu! So sprach ich und wollte sogleich fortgehen, aber Herr und Madame Meier versperrten mir den Weg. „Wir können Sie nicht von hier weggehen lassen," sagte Herr Meier, „denn Sie sind ganz unschuldig und haben weder unsere, noch des Doctors Flies Güte mißbraucht. Daß Sie sich als Künstler anmeldeten, ist Ihre Schuld nicht; zudem können Sie es ja noch werden. In Ihrem Alter stehen Ihnen alle Künste offen. Wir versuchen es mit der Musik, dann mit deren Schwester, der Tanzkunst. In der Ersteren wird Sie der Lehrer meiner Tochter, in der Zweiten ich selbst unterrichten."

„Ihr Zimmer", setzte Madame Meier hinzu, „ist in Ordnung, Ihre Sachen finden Sie auf dem Tische. Kommen Sie, wir wollen es Ihnen zeigen." Bei diesen Worten führten sie mich in ein sehr schönes Zimmer, das elegant möblirt war. „Hier, guter Benedikt, können Sie ruhig studiren," sagte der Hausherr, „und wir sind überzeugt, daß Sie bald durch Ihren Fleiß das Versäumte einholen werden." Ich war über dieses so freundschaftliche Benehmen höchst gerührt und drückte dem edlen Ehepaar meinen tiefgefühlten Dank aus, da ich ihnen doch ganz fremd sei. „Fremd!" entgegnete der gute Meier, „Fremd! sind Sie nicht

ein elternloses Kind? Jeder Israelit ist Vater eines Waisenkindes."

Noch an demselben Tage begann mein Unterricht auf dem Piano. Der Lehrer war ein Mann, der viel wußte, aber doch sehr bescheiden und geduldig mich in den Anfangsgründen des Klavierspiels unterwies. Ich begriff sehr bald die Theorie seiner Kunst, aber die Practik war mir eine schwierige Arbeit. Meine Finger versagten mir immer den Dienst, gehörig zu spielen. Umsonst gab sich der Lehrer alle Mühe den Fingern Leichtigkeit und Fertigkeit zu geben, sie blieben immer steif und unbiegsam. Nach einmonatlichem Unterrichte sagte der Lehrer zu Herrn Meier, daß ich zur Setzkunst sehr viel Anlage hätte, im Spiele es aber nicht weit bringen würde. Herr Meier ließ mich dennoch meine Klavierstunden fortsetzen, gab mir aber jeden Tag auch im Tanzen Unterricht.

Meine Beine waren gelehriger und williger als meine Finger und der gute Meister hatte das Vergnügen nach einem Jahre seine Mühe gekrönt zu sehen. Die Freude darüber war so groß, daß er mich seinem Freunde, dem Director des Theaters, vorstellte. Nun mußte ich an allem Unterrichte des Tanzmeisters Antheil nehmen, und meine Reputation als großer Tänzer war in ganz Berlin verbreitet. Bald nachher

wurde vom Theater-Director, zu meinen Gunsten, ein Ballet veranstaltet. Der Hof und alle Vornehmen und Großen von Berlin waren zugegen und mein Triumph war vollkommen. Der König und die Königin schickten mir werthvolle Geschenke, und vom Theater-Director erhielt ich als einen Theil der Einnahme 500 Thaler.

Alle jüdischen Künstler, worunter auch Doctor Flies, kamen, mir zu gratuliren. Doch von allen Glückwünschen waren mir keine so angenehm als die, die ich von dem liebenswürdigen Fräulein Meier, die mich so schwesterlich behandelte, erhielt. Die schöne Amalie! welche majestätische Gestalt! Sie besitzt eine jener Physionomien, die laut zu der Einbildungskraft der Männer reden, einen bezaubernden Blick, ein unbeschreiblich angenehmes Lächeln. Amalie mit ihren achtzehn Jahren, war eine gute Klavierspielerin, eine vollkommene Tänzerin und nicht weniger ausgezeichnet im Singen. In ihren blauen Augen lag unendlich viele Sanftmuth und Reinheit, und so viel Anmuth in ihren Zügen und ihrem ganzen Wesen, mit einem Wort: sie war allerliebst.

Das männliche Bild, das ich von meinem ehrenwerthen Freunde Simson zeichnete, die schöne Eigenschaften, die ich ihm anlobte, den frommen Eifer für

die Veredlung der Juden, den ich an ihm preiste, dies alles hatte den größten Eindruck auf Amaliens Herz gemacht. So oft ich einen Brief von ihm erhielt, oder einen Brief an ihn schrieb, und dies wußte sie immer, überzogen sich ihre schöne Wangen mit Schamröthe. Endlich geschah es, daß auf einem Spaziergange mit der Familie Meier, wo der Vater mit seiner Tochter vorausgingen, sich die Mutter nach den Vermögensumständen meines Freundes sehr dringend erkundigte. Ich sagte ihr, daß sein Vater, in ganz Niederhofheim für einen grundreichen Mann bekannt sei, der den größten Viehhandel in der Gegend treibe und für den Markt in Frankfurt fast allein liefere. Mein Freund aber, der keinen Geschmack an seines Vaters Handel hatte, würde zu Meier Rothschild in's Geschäft kommen.

Madame Meier schien mit meinem Berichte sehr zufrieden zu sein, sie drückte mir die Hand und fragte, ob mein Freund nicht gesonnen wäre, einmal hieher zu kommen, um mich zu besuchen? Ich antwortete ihr, daß er mir versprochen hätte, die erste Vorstellung meines „Asmodai's" beizuwohnen. Asmodai war eine Oper mit Ballet, die ich, als ersten Versuch der Composition, und im Auftrag des Theater-Direktors, unternahm. Den Text dazu schrieb der geistreiche Verfasser der Comödie: „Leichtsinn und Frömmelei."

Als meine Setzkunst fertig war, so wurden alle jüdischen Künstler in Preußen eingeladen, um ihr Urtheil, ehe ich sie dem Theater-Direktor übergebe, zu vernehmen. Der Verfasser des Textes, Wolffsohn, hat seinerseits alle jüdischen Künstler berufen. Ich lernte nun alle jene berühmte Männer persönlich kennen, von denen mir mein ehrenwerther Freund Simson so oft sprach, als: Saul Ascher, Bendavid, Bloch, Bucki, Euchel, Friedländer, Herz, Henschel, Meyer Hirsch, Leonini, Joel Löwe, Pulvermacher, Theodor, Veit, Warburg, Wolff, Wittstock, Hartog Wessely, Zadig und Andere.

Die Probe fiel sehr günstig aus, ich wurde einstimmig als jüdischer Künstler begrüßt, und erhielt einen Lorbeerkranz, den ich meinem würdigen Tanzmeister, als Lehrer und Beförderer meines Talentes, übergab. Seine Bescheidenheit und Güte gaben mir aber den Ehrenkranz zurück. Auch der Theater-Direktor war mit meiner Composition zufrieden, und gab sie in die Etude. Als die Zeit der ersten Vorstellung festgesetzt war, so schrieb ich an meinen ehrenwerthen Freund Simson, daß er mir die Ehre erzeugen möchte, zu jener Zeit nach Berlin zu kommen, um den Lohn seiner edlen Bemühung für mich zu empfangen.

Auch den Cantor von Niederhofheim lud ich ein, und schickte ihm von meinen 500 Thalern, 300 Gulden.

Beide kamen schon einige Tage vor der Vorstellung. Reb Aberle war fein schwarz, wie ein Rabbinats-candidat, gekleidet. Er fand mich, seit drei Jahren, sehr groß geworden. Der gute Mann, er wußte nicht, daß ich ein Tänzer geworden war, und glaubte, daß ich mich nur der Tonkunst gewidmet hätte. Mein Freund Simson hingegen war von Allem, was mich betraf, durch meine Briefe genau unterrichtet. Frisch und blühend wie immer, hatte er, seit drei Jahren, noch an Kraft und Würde unendlich viel gewonnen. Er war ein herrlicher junger Mann.

Als ich ihn der Familie Meier vorstellte, waren Alle von ihm entzückt, besonders Fräulein Amalie. Er entsprach, wie sie mir später sagte, dem Ideale, das ihr ihre Träume so oft vorspiegelten. Aber auch Fräulein Meier machte einen tiefen Eindruck auf meinen Freund. Sie hatte ein einfaches weiß seidenes Kleid an, ihr langes zierlich geflochtenes Haar wurde von einem blauen Bouquet zusammen gehalten, sonst sah man keine Spitzen, keinen Schmuck an ihr — und doch! wie schön war sie! Mein Freund ließ kein Auge von ihr.

Indessen erschien der große Tag der Vorstellung. Der Tanzmeister Meier hatte meinen ehrenwerthen Freund Simson und den Vorbeter Reb Aberle in seine Loge eingeladen. Mein Namen stand nicht auf dem

Theaterzettel, aber für die ganze jüdische Gemeinde der Hauptstadt, war der Verfasser der Oper kein Geheimniß. Auch war sie reichlich vertreten. Das Stück, obgleich theilweise schwach, wurde jedoch mit vielem Beifall aufgenommen, und als am Schluß der Verfasser gerufen wurde, und ich, ein fünfzehnjähriger Jüngling, erschien, da erschallte ein stürmisches Händeklatschen, und ein Regen von Kränzen und Blumensträußen überschüttete mich.

Der Tanzmeister Meier und seine liebenswürdige Gattin waren glückselig. Seit lange betrachteten sie mich als ihren adoptirten Sohn, und empfingen wie Eltern meinen glücklichen Erfolg. Freund Simson hingegen, obgleich er doch besonders wegen der Vorstellung gekommen, hatte den ganzen Abend kein Ohr für meine Musik, noch Augen für meinen Tanz. Er war ganz von Fräulein Amaliens Gegenwart hingerissen. Aber auch Fräulein Meier sah und hörte nichts als den lieben Freund Simson. Mehr Aufmerksamkeit schenkte mir Reb Aberle, aber er verstand weder die Musik noch das Stück: er hatte in seinem Leben keiner Vorstellung beigewohnt.

Noch denselben Abend, als wir alle vereint bei Herrn Meier waren, ließ mein ehrenwerther Freund Simson, durch Reb Aberle, um die Hand des Fräulein Amalie bitten. Der Chasan bemerkte, daß

Simson's Eltern ihm seit lange schon die Erlaubniß ertheilt hätten sich selbst eine Gefährtin zu wählen, weil sie wüßten, daß er keine schlechte Wahl treffen würde. Herr und Madame Meier antworteten, daß alles was sie von meinem Freunde durch mich vernommen hätten, und durch seine persönliche Bekanntschaft nur bestätigt fänden, diese Anfrage mit Vergnügen genehmigen würden, doch nur unter der Bedingung, daß mein Freund nach Berlin zu wohnen käme, weil sie sich nicht entschließen können ihre geliebte Tochter von sich zu geben. Da aber über diesen Punkt mein Freund keine Genehmigung von seinen Eltern erhalten hatte, so beauftragte er Reb Aberle, diesen Punkt bei seinen Eltern zu bewirken. Der Chasan von Niederhofheim benutzte diese Gelegenheit, um zu seiner Gemeinde zurückzukehren.

Als er von mir Abschied nahm, gab ich ihm abermals fünfhundert Gulden, von den tausend Thalern, die ich für meinen Asmodai bekam. Er war sehr dankbar und sagte mir, daß ich immer ein guter und braver Junge gewesen sei. Bald darauf erhielt mein ehrenwerther Freund die Einwilligung seiner Eltern, auch in Berlin wohnen zu bleiben. Die Freude meines Freundes, der lieben Amalie und ihrer guten Eltern, war unbeschreiblich. Man beschloß die Verlobung mit vielem Aufwande zu feiern. Während der

Zubereitung des Festes, erlitt ich eine furchtbare Veränderung. Seit lange schon liebte ich Fräulein Meier, ich glaubte aber dies sei Schwesterliebe. Nun aber als sie die Braut meines Freundes werden sollte, empfand ich eine so heftige Eifersucht, eine so schreckliche Herzensangst, daß ich kaum mehr meiner Herr war. Umsonst stellte ich mir vor, daß ich erst fünfzehn und Fräulein Amalie schon achtzehn Jahre zähle, umsonst sagte ich mir, daß mein ehrenwerther Freund würdiger als ich, und mehr als ich von Amalie geliebt sei, die Leidenschaft läßt sich nichts beweisen. Alles was ich über mich gewinnen konnte, war, daß ich mich stillschweigend opfern wollte. Ich nahm daher äußerlich Antheil an dem Verlobungsfeste, aber mein Herz klopfte, mein Geist war aufgeregt und mein ganzes Wesen zerstört.

Glücklicherweise gab niemand auf mich acht, und die Freude des Festes erlitt keine Störung. Als aber am Ende des Mahls, jeder sich erhob, um auf das Wohl der Verlobten zu trinken, und auch ich das Glas ergriff und aufstand, da überfiel mich ein unaussprechliches Herzeleid, ich zitterte und schlotterte am ganzen Körper, die Beine biegten sich unter mir, ich fiel todtenblaß auf die Erde und das Glas zerbrach in tausend Stücken. Man hob mich auf, brachte mich auf mein Zimmer, legte mich zu Bette, und ich

war todteskrank. Ein zerstörendes Fieber bemächtigte sich meiner, ich fantasirte, und die herbeigeeilten Aerzte schüttelten bedenklich den Kopf. Mein Freund Simson, der Tanzmeister Meier, seine Frau Gemahlin und Fräulein Tochter, waren ganz zu Boden geschmettert. „Benedikt! unser Benedikt! was fehlt ihm denn?"

„Er ist höchst gefährlich krank. Eine Entzündung des Gehirnorgans .... Gott mag wissen, was in seinem Kopfe steckt!... wir werden ihn keinen Augenblick verlassen," war die Antwort der Aerzte.

Wie vermag ich die Angst und den Jammer meiner Freunde zu schildern, während der Zeit meiner Krankheit? Sie waren trostlos. Endlich bemerkten die Aerzte, daß so oft Fräulein Amalie an meinem Bette erschien, mein Puls heftiger schlug, meine Augen mächtiger funkelten und meine Fantasie aufgeregter wurde. Sie schlossen richtig daraus, daß ich die schöne Person liebte, und ihre Verlobung mit einem Andern mich in diesen Zustand versetzt hätte. Einmal die Ursache des Uebels entdeckt, konnte das Mittel der Heilung nicht lange ausbleiben. Während man meinen Freund Simson von mir entfernte, ließ man Fräulein Amalie beständig um mich herum. Ihre süßen Worte, ihre sanften Blicke, ihr ganzes Wesen war Balsam in mein krankes Herz. Ich wurde ruhig, das Fieber legte sich, meine Züge wurden bleich und ermat-

tet. Die Aerzte erklärten, daß ich nun außer Gefahr sei, mich aber vor einem Rückfall in Acht nehmen müsse.

Ich genaß jedoch langsam, die Aerzte verordneten mir das Landleben. Man brachte mich auf das Gut des Herrn Meier; alles was in Berlin vorgefallen war, schien mir wie ein Traum. Ich schrieb an meinen Freund Simson, den ich in Niederhofheim zu sein glaubte, daß ich sehr krank gewesen, und großes Verlangen hätte ihn wieder zu sehen. Er möchte mir schreiben, ob es ihm lieb wäre, wenn ich nach Niederhofheim käme. Den Brief übergab ich dem Hausknecht, um ihn auf die Post zu legen. Er beförderte ihn aber an seinen Herrn, dem Tanzmeister Meier, der ihn meinem Freunde Simson übergab. Es wurde beschlossen, mit der Zustimmung der Aerzte, daß mein ehrenwerther Freund, nach zwölf Tage, die Zeit die man von Berlin nach Niederhofheim, und von Niederhofheim nach Berlin gewöhnlich brauchte, ein Billet schreibe, datirt von Berlin, in welchem er mir melde, daß er beim Empfang meines Briefes sich gleich auf den Weg gemacht hätte, um mich nach Niederhofheim abzuholen, und daß ich des andern Morgens schon mit ihm abreisen würde.

Als ich das Billet erhielt, war ich sehr erfreut, und machte mich zur Reise fertig. Ich verließ das Gut, ohne Jemanden von der Familie Meier zu sehen,

und reiste mit meinem Freunde in einer Miethkutsche direkt nach Niederhofheim. Reb Aberle, der von allem unterrichtet war, kam uns entgegen und führte mich in seine bescheidene Wohnung. Hier erholte ich mich zusehends und meine Gesundheit wurde vollkommen hergestellt. Mein ehrenwerther Freund Simson verließ mich keinen Augenblick. Er aß und trank mit mir, und begleitete mich auf meinen Spaziergängen.

Mit der Gesundheit kam auch das Gedächtniß wieder, und mit dem Gedächtniß auch die Liebe. Nun geschah es eines Tages, als ich mit meinem Freunde Simson spazieren ging, und mit Leidenschaft von Fräulein Amalie sprach, ich von Liebe überwältigt wurde und schluchzend in seine Arme sank. Mein ehrenwerther Freund ergriff meine Hand und sagte: „Lieber Benedikt! wir lieben beide Amalie Meier; Amalie ist meine Braut, Du bist mein Freund. Freundschaft ist älter als Liebe, Freundschaft ist großmüthiger als Liebe. Meine Freundschaft, Benedikt, kann Dir meine Liebe opfern, spreche, und Amalie ist Dein!"

„Amalie mein!" rief ich entzückt aus, „wird aber auch Amalie einstimmen, sie, die Dich so unendlich liebt?"

„Amalie wünscht vor allem Dein Wohl, Dein Glück, ihre Freundschaft kann auch Dir die Liebe opfern! spreche, und ich gebe Dir ihre schriftliche Einwilligung."

„Ist es möglich, o mein ehrenwerther Freund Simson! wohl heißt es, das kostbarste Gut ist ein treuer Freund; er ist eine Zierde im Glück, und ein Schild im Unglück."

Als ich aber allein war und über den Vorfall auf dem Spaziergange nachdachte, da schämte ich mich, weniger großmüthig als mein Freund Simson und meine Freundin Amalie zu sein. Ich eilte zu meinem ehrenwerthen Freunde und beschwor ihn, mir meine Thorheit, Folge der Krankheit, zu verzeihen. „Ich bin noch ein Lehrling," setzte ich hinzu, „ein Lehrling, der sein Studium kaum begonnen, und der, ehe er an Liebe denken darf, seine Lehre vollenden muß. Ich gehe nach Paris, der Sitz der Kunst und Wissenschaft, dort ganz für das Studium lebend, wird meine Liebe bald der Freundschaft weichen."

Mein ehrenwerther Freund Simson drückte mir die Hand, ohne ein Wort zu sagen. Als ich aber Anstalten traf, um meine Reise nach Paris zu vollziehen, so sagte er, daß er mich in einer so großen Stadt nicht allein könne gehen lassen und bot sich an, mich dahin zu begleiten. Nachdem ich nach Berlin um Erlaubniß von Herrn Meier geschrieben hatte, reisten wir, ich und Freund Simson, über Straßburg und Metz nach der Hauptstadt von Frankreich. Wir stiegen im Hôtel de Jacob ab, wo wir bald, durch den liebenswürdigen Wirth, Monsieur Isidor, in die jü-

dische Gesellschaft eingeführt wurden. Durch ihre Vermittlung, wurde ich am Théâtre de l'Opéra-Comique, als Tänzer angestellt und erhielt Unterricht in der Musik von dem berühmten Cherubini.

Bald nachher reiste mein ehrenwerther Freund Simson nach Niederhofheim zurück, und von da, mit seinen Eltern nach Berlin, wo er die schöne Amalie heirathete. Jedoch erfuhr ich diese letzte Begebenheit erst viel später, nachdem die glückliche Ehe bereits mit einem Knäblein gesegnet war. Ein lebhafter Briefwechsel hatte die Freundschaft zwischen der Familie Meier, meinem ehrenwerthen Freunde und mir, immer mehr und mehr befestigt, und wir Alle wünschten, uns wieder zu sehen. Die Gelegenheit bot sich bei der Vorstellung einer neuen Oper dar, die ich auf Verlangen des Berliner Theaterdirektors geschrieben hatte. Die Freude des Wiedersehens war groß, der Tanzmeister Meier gab, zu meiner Ehre, ein prachtvolles Mahl, zu welchem wieder alle jüdischen Künstler von Preußen eingeladen wurden. Diese Meister, die mich alle als ihren lieben Collegen begrüßten, überredeten mich, bei ihnen zu bleiben. Meine Freunde in Berlin baten mich ebenfalls, sie nicht mehr zu verlassen, und so leben wir, bis auf den heutigen Tag noch in der größten Freundschaft zusammen.

Die drei Wunderdinge,

oder

der gefangene Vogel.

I.

Sir Bongodas de Lunel.

Es wird in alten jüdischen Geschichten aus Frankreich erzählt, wie der König Ludwig VII. einen Israeliten, Namens Sir Bongodas de Lunel, zum Rath und Geschäftsführer hatte. Sir Bongodas war ein vollkommener, gerechter und kluger Mann. In Narbonne geboren und einer edlen Familie angehörend, hatte er sich frühzeitig ausgezeichnete Sprachkenntnisse erworben. Sein heiterer Sinn, seine frohe Laune machten ihn zum angenehmsten Gesellschafter. Seine Wißbegierde trieb ihn aus seinem Vaterlande, er bereiste Italien, Griechenland, Syrien und Palästina. Dieses war zur Zeit des zweiten Kreuzzugs, wo König Ludwig VII. Damas belagerte. Sir Bongodas hatte das Unglück in die Hände der rohen Krieger zu fallen, die ihn

als Juden todt schlagen wollten. Seine heitere Laune rettete ihn. „Ihr könnet mich immerhin als guter Israelit tödten," sagte er ganz ruhig, „allein als Freund des Königs der Könige muß ich mich zuerst einer wichtigen Mission an eueren Herrn und Meister entledigen."

Als die Soldaten dieses hörten, so führten sie ihn sogleich in das königliche Zelt, König Ludwig, als Freund des Königs der Könige, mit einer hohen Mission an ihm vorstellend. Der französische Monarch, von dieser sonderbaren Aeußerung überrascht, fragte, wer er, wer der König der Könige, und was die Mission an ihm sei? Sir Bongodas gab freundlich und auf gut französisch Bescheid. Er sei ein Reisender aus Narbonne, der von mehreren Soldaten Seiner Majestät aufgefangen und als Jude niedergemetzelt werden sollte. In dieser unangenehmen Lage blieb ihm nichts übrig als die Gerechtigkeit Seiner Ewigen Majestät in Anspruch zu nehmen. Wie aber, bis zu ihr zu gelangen? Eine List war nothwendig; er gab sich als Freund des Königs der Könige, das ist Gott der Herr, aus, der jeden Menschen die wichtige Mission gab: Du sollst nicht tödten noch tödten lassen.

Der König lachte über den drolligen Einfall, und erkundigte sich nach seiner Vaterstadt, seinen Religions-

genossen und seiner Reisen. Jemehr Ludwig VII. sich mit Sir Bongodas unterhielt, destomehr ergötzte ihn sein froher Sinn, seine heitere Laune und seine Klugheit. Er bemerkte, wie der einfache Reisende alles genau beobachtet hatte und wie er das schwerste mit scherzhaften Gedanken und spielender Leichtigkeit zu behandeln wußte. Er veranlaßte ihn, bei ihm zu bleiben, und ihm durch Rath und That beizustehen. Sir Bongodas nahm die hohe Anerbietung des Königs mit Ergebenheit an, und wurde sein Rathgeber und Geschäftsführer. Seinem Rath gemäß, gab der König Ludwig die Belagerung sogleich auf, und ging nach Frankreich zurück.

Durch seine große Wohlthätigkeit und heiligen Werke war Sir Bongodas bald in Israel bekannt. Er war die Zierde, der Trost und die Stütze seiner Mitbrüder. Am Hofe Ludwigs des VII. sehr geachtet und hochgeehrt, hat er seinen Einfluß und sein Ansehen blos zum Heil seiner Religionsgenossen verwendet. Mitten unter den zahlreichen Beschäftigungen, behielt er stets seinen heitern Sinn, seine frohe Laune, und verließ ihn nie sein liebenswürdiger Umgang. Er war der beste Gatte, und nach dem Tode seiner früh verstorbenen Gattin vereinte sich alle seine Zärtlichkeit und innige Liebe auf die einzige Tochter, ein wahrer Engel, auf Valentine de Lunel.

Valentine war ein Mädchen von schönem Wuchse, dessen Formen sich unter dem fest angeschlossenen Kleide verriethen. Ihr Gesicht war bezaubernd. Große schwarze Augen voll Feuer, ein Mund, auf welchem die Liebe und Unschuld ihr Siegel gedrückt hatte, und eine offene, jungfräuliche Stirne. Hatte man Valentine gesehen, so war es unmöglich, sie nicht zu lieben! Kein Mädchen von Paris erhielt so viele Serenaden als Mademoiselle Valentine; keines sah so viele Freier sich herzudrängen, um sich um ihre Hand zu bewerben. Aber keiner fand Gnade von Sir Bongodas de Lunel. Er hatte seine geliebte Tochter einem jungen Gottesgelehrten bestimmt, und schrieb an den berühmten Rabbi Tam in Ramerupt, daß er ihm drei seiner besten Schüler schicken möchte, damit seine Tochter einen von ihnen zu ihrem Gatten wählen könne.

Der hochgelehrte Rabbiner von Ramerupt schickte ihm drei seiner vorzüglichen Jünger, die alle drei schön von Gestalt und in der Thora gelehrt waren. Sir Bongodas empfing sie mit Wohlgefallen, und stellte sie seiner Tochter mit den Worten vor: „Hier, meine liebe Valentine, sind drei gelehrte Jünglinge, die denselben Anspruch und dasselbe Recht haben, wähle einen von ihnen, der dir am besten gefällt, zum Gemahl.“

„Ich kann keinem den Vorzug geben“, antwortete

die junge Person, „wählen Sie selbst, lieber Vater, den Gatten für Ihre Tochter.“

Nachdem Sir Bongodas de Lunel reiflich überlegt hatte, erfand er folgendes Mittel, um einen entscheidenden Entschluß zu fassen.

„Ihr gefällt alle drei meiner Tochter“, sprach Sir Bongodas zu den jungen Gottesgelehrten, „und da sie sich auf mich, um die Wahl ihres Gatten beruft, so will ich euch, meine Lieben, meinen Willen mittheilen. Gehet auf die Reise, während drei Monate, hier habt ihr jeder hundert Goldstücke für die Reisekosten; derjenige, der von euch das nützlichste Geschenk mitbringt, erhält meine Tochter als Gattin.“

II.

Der Edelstein des Abraham.

Als die drei Jünglinge dieses vernommen hatten, so empfahlen sie sich sogleich bei Sir Bongodas und begaben sich auf die Reise; nachdem sie eine Meile gemacht hatten, kamen sie nach Villejuif, wo sie in einem Wirthshaus einkehrten. Hier hielten sie Rath und beschlossen sich zu trennen; jeder ging nach seiner Seite mit der Versprechung, in drei Monaten wieder in dasselbe Wirthshaus zu kommen; der zuerst Angekommene soll auf die Anderen warten. Der eine,

Ulliel genannt, begab sich nach Marseille, die größte Handelsstadt jener Zeit; der andere, der den Namen Hillel führte, richtete seine Schritte nach Metz, der Sitz der jüdischen Wissenschaft; der dritte, der Obadia hieß, nahm seinen Weg nach Bordeaux, die alte und reiche Stadt.

Während seines Aufenthaltes in Marseille hatte Ulliel Gelegenheit, einen sonderbaren Mann kennen zu lernen, eine Art lebendiger Katalog der Alterthümer, besonders der jüdischen Antiquitäten. Er war nicht schön, er hatte eine spitze Nase, kleine Augen, lange Ohren, ein hervorstehendes Kinn, einen großen Mund, einen ungeheuren Bauch, kurze Beine und lange Aerme. Bis zur Grimasse war seine bewegliche Physiognomie, die mit ihren verschiedenen Verzerrungen jede seiner Reden begleitete.

„Junger Freund," sagte er eines Tages zu Ulliel, „wie Sie mich da sehen, so habe ich die ältesten Alterthümer der Welt gesehen. Adams Schürz von Feigenlaub, das Oelblatt, das die Taube in ihrem Munde dem Noah brachte, die geschälte Stäbe Jacobs, die Schnur, die Jehudah an Tamar gab, eine Flasche ägyptischer Finsterniß und andere mehr." Als Ulliel Gefallen an seinem Plaudern fand, so setzte er seine Unterhaltung fort. „Es gibt auf der Welt nichts angenehmeres, nichts lehrreicheres als Alterthümer

zu sehen. Man findet sich in jene vergangene Zeiten versetzt, und man hat ein getreues Bild von den Sitten und der Bildung der Vorzeit."

„Sehen Sie, mein junger Freund, es gibt hier einen Mann, der in seinem Leben viel gereist hat, und von allen Gegenden der Erde die schönsten Alterthümer mitgebracht hat, und nun für den gelehrtesten Mann der Welt gilt. Als Fremder können Sie ihn besuchen, denn seine Thüre steht jedem Reisenden offen. Sein Name ist Aba-Mari, seine Wohnung bei der Synagoge. Gehen Sie zu ihm, Sie werden Freude haben."

Abi-Mari war ein Mann der in der That viel gereist und viel gesehen hatte, aber er sprach viel und wußte wenig; er war gut, gefällig aber eitel und stolz. Er empfing unsern Freund mit Bereitwilligkeit, und war sehr geschmeichelt als er hörte, daß der junge Mann ein Schüler des hochberühmten Rabbi Tam war. Aba-Mari zeigte ihm seine wirklich reiche Sammlung der Antiquitäten, und sagte ihm, daß er sich einen Gegenstand, zum Andenken und zur Ehre seines großen Lehrers, wählen dürfe. Ulliel, der eine nützliche Sache zu finden hoffte, durchsuchte mit der größten Aufmerksamkeit die ganze Collection. Er sah mehrere hundert merkwürdige Alterthümer, die der Zahn der Zeit verschont hatte, aber keines von ihnen schien ihm sehr nützlich zu sein. Die Einen waren

Waffen der alten Griechen und Römer, die Anderen, Krüge und Vasen voll Asche der verbrannten Heiden, und wieder Andere alle Sorten Geräthe, alle Art Gerümpel der Vorzeit.

Ulliel hatte fast die ganze Sammlung durchmustert, und gab schon die Hoffnung auf einen Gegenstand zu finden, der ihm als nützliches Geschenk für Sir Bongodas de Lunel dienen konnte, als er plötzlich einen schwarzen Stein entdeckte. Auf diesem Stein waren, in althebräischer Schrift, die Worte eingegraben: Dies ist der Edelstein des Abraham. Er nahm ihn und dankte dem Eigenthümer für seine großmüthige Anerbietung. Aba-Mari, der die Inschrift nicht lesen konnte, und blos einen schwarzen Stein sah, war nicht wenig erstaunt über den geringen Gegenstand, den Ulliel wählte. Dieser eilte hinaus durch die langen glänzenden Zimmer und begab sich nach seiner Wohnung.

Hier angelangt, fing er an, den schwarzen Stein zu putzen, und siehe da, er wurde glänzend wie die Sonne. Es war in der That jener Edelstein, den Abraham auf seiner Brust trug, und der die wunderbare Kraft besaß, daß jeder daraufblickende Kranke von seinem Uebel sofort befreit wurde. Seine Freude über diese Entdeckung war unbeschreiblich, weil kein nützlicheres Geschenk dem Vater der schönen Valentine

überbracht werden könnte, als ein solches Universal-Mittel gegen alle Krankheiten. Er betrachtete sich schon als den Ehegatten der liebevollen Pariserin, und konnte die Zeit nicht erwarten, bis die drei Monate vorüber waren, und er sein Geschenk dem guten Sir Bongodas de Lunel übergeben konnte.

Endlich nahte die festgesetzte Zeit heran, Ulliel eilte nach Villejuif, er fand aber noch keinen der zwei andern Ehecandidaten im Wirthshause. Er erwartete sie mit Ungeduld, träumte Tag und Nacht von seinem Glücke, und machte Pläne über sein künftiges Leben mit der reizenden Tochter des hochgestellten und hochgeehrten Sir Bongodas de Lunel. Unter diesen Beschäftigungen verstrichen langsam die wenigen Tage, die er noch bis zur festgesetzten Zeit zählte. Schon begann der letzte Tag zu grauen, als Hillel an der Thür des Wirthshauses anklopfte.

III.

Joseph's silberner Becher.

Hillel hatte erst vor drei Tagen Metz verlassen, er reiste Tag und Nacht auf einem Pferde, das er dort gekauft hatte. Er verweilte in jener gelehrten Stadt fast die ganzen drei Monate, ehe er zum Zweck seiner Reise gelangte. Er durchsuchte alle Märkte, alle Lä-

den von Metz, ohne auch nur den geringsten Gegenstand zu finden, der zu einem nützlichen Geschenk für einen Sir Bongodas geeignet gewesen wäre. Der junge Hillel setzte sich am Ende des dritten Monats auf eine Bank in einer abgelegenen Allee des Spazierganges. Ein armes, altes Weib in jüdischer Tracht nimmt den Platz am andern Ende der Bank ein, und fängt an zu weinen. Stillschweigend betrachtet der Schüler von Rabbi Tam eine Zeit lang die traurige Miene der Alten; aber bewegt von den Zähren, welche über die magere Wangen herabrollten, spricht er sie mit dem liebevollen Tone an, der von wahrem Mitgefühle und nicht von leerer Neugierde zeugt.

Die arme Frau schüttet all ihren Kummer mit voller Zutraulichkeit aus, und theilt dem Jüngling ihr trauriges Geschick in einer langen Erzählung mit. Sie hatte einen Gatten, der ein braver, frommer Mann war, und dem man alles anvertraute. Nun geschah es, daß eines Tages, ein gar köstlicher Rabbiner von Jerusalem nach Metz kam, um Almosen für die Armen der heiligen Stadt zu sammeln. Er war sehr gelehrt in dem göttlichen Glauben und unterwies die Gemeinde in den Worten der heiligen Schrift. Er war aber schon sehr bejahrt, und schwach von dem vielen Fasten und Kasteien. Endlich wurde er krank, und als er nahe am Sterben war, ließ er meinen

Mann zu sich kommen, und übergab ihm alles was er besaß, nebst seinem Testamente und verschied.

Nach seinem Tode öffnete mein Mann, in Gegenwart zweier Zeugen, das Testament und nahm das hinterlassene Gut in Empfang. Das Testament verordnete, daß alles Geld, was sich bei ihm fände, den Armen von Jerusalem gehöre, und ihnen sobald wie möglich zugestellt werden solle. Sein Stock, sein Siegel, seinen Gürtel und besonders seinen Becher aber, nur eigenhändig an seinem Sohne übergeben werden dürfe. Alles übrige seiner Geräthe, solle an die Armen von der Stadt wo er stirbt und begraben wird, vertheilt werden.

Mein braver, frommer Mann hatte sogleich das Geld an die Armen von der heiligen Stadt befördert, den Theil der Geräthe an die Armen von Metz vertheilt, und den andern Theil für den Sohn des Verstorbenen aufbewahrt. Vor etwa zwei Monaten kam der Sohn des frommen Rabbiners von Jerusalem, um seine Erbschaft in Empfang zu nehmen. Mein edler Gatte übergab sie ihm in Gegenwart der genannten zwei Zeugen. Er nahm den Stock, den Siegel, den Gürtel, aber nicht den Becher, unter dem Vorwande der Becher sei nicht der seines Vaters.

„Der Becher meines Vaters,“ sagte er mit Thränen in den Augen, „ist ein uralter Kelch, der seit Jahr-

hunderten in unserer Familie von Vater auf Sohn überging, und unser Stolz und Reichthum war!"

Die zwei Zeugen konnten weder Ja noch Nein bezeugen, und mein armer Mann kam in Verdacht, den Becher vertauscht zu haben! Der Verdruß über einen solchen Verdacht brachte ihn nach drei Tagen in das Grab, und ich, ich verlor in einem Prozesse mit dem Fremden Hab und Gut.

„Nun, armes Weib," spricht der junge Hillel, nachdem er ihre Geschichte angehört hatte, „warum hat ihr seliger Mann nicht durch einen Schwur bestätigt, daß der Becher, den er empfangen hatte, derselbe sei, den er übergab?" „O, das konnte er so wenig wie die Zeugen. Denn erstens hatte er wie sie, den Becher nicht genau betrachtet, dann konnte er mit Gewißheit nicht schwören, daß der Kelch nicht wirklich durch einen Andern vertauscht worden ist, während der Sohn ganz bestimmt behauptete, daß der Becher in die Hände meines seligen Mannes nicht der seines Vaters wäre, was mich auch verurtheilte, ihm den Werth davon zu ersetzen. „Oh!" sprach sie schluchzend, „ich bin alt, habe wenige Bedürfnisse, und

würde den Verlust meines Vermögens gerne ertragen, aber die Verachtung, und der Ruf anvertrautes Gut vertauscht zu haben, sind zu schwer, zu niederdrückend!"

Der Antheil, den Hillel an ihrem Unglücke nahm, war so groß, daß er die arme Wittwe beschwor, ihn als ihren Sohn zu betrachten und bei ihm zu leben. „O das wird nicht lange sein!" sagte sie zu ihm, „ich fühle mein Ende nahen, mein edler Mann erwartet mich oben, ich bin es ganz gewiß, noch diese Nacht werde ich zu ihm eilen. Ihnen aber, mein Sohn, will ich gerne folgen und in Ihrer Gegenwart sterben!"

Hillel führte die arme Frau in seine Wohnung und ließ ihr Speiße vorsetzen. Sie war aber so schwach, so krank, daß sie weder essen noch trinken konnte. Sie verfiel in ein heftiges Fieber. Der junge Mensch ließ einen Arzt rufen, ehe er aber kam, erhob sie sich in ihrem Bette, ergriff die Hand Hillel's der bei ihr saß und sagte: „Edler Jüngling! ich sterbe, und der Tod macht mich glücklich. Du bist der einzige Mensch, der seit meinem Unglücke mich bemitleitete, mir eine Ruhestätte angeboten hat. Hier

hast Du den Becher, das Einzige was ich noch auf Erden besitze, nehme ihn zum Andenken. Bei diesen Worten gab sie mir einen silbernen Becher, und fiel auf ihr Lager zurück. Das Fieber bemächtigte sich ihrer wieder, und als der Arzt erschien, war sie bereits todt.

Nach ihrem Begräbnisse betrachtete Hillel den Becher genau und bemerkte gleich am Anfange, an seiner Form und Gestalt, daß er einem hohen Alter angehöre. Er hatte keinen Zweifel, daß dies der Becher des Rabbiners war, aber was war er, daß er einen so großen Werth in den Augen des Rabbiners Sohn hatte? Nach langem Hin- und Herschauen entdeckte er endlich, in einer fast erloschenen Inschrift, daß es der silberne Kelch Joseph's sei, aus dem er wahrsagte, und in welchem man alles sehe, was man zu sehen wünsche. Als er sich von der Wahrheit seiner Entdeckung überzeugt hatte, eilte er nach Villejuif und kam dort erst, wie wir gesehen haben, am letzten Tage der drei Monate an.

IV.

Der Stuhl Salomo's.

Die Stadt Bordeaux, der Gegenstand der Neugier und der Bewunderung für Einheimische und Fremde, rechtfertigt wohl das Interesse, das man für sie hegt, durch eine merkwürdige Lage oder durch außerordentliche Pracht? Obadia reiste heiter, voll Hoffnung von Villejuif ab und träumte von einer reizenden Zukunft. In Bordeaux angelangt, suchte er sogleich nach einem Gegenstand, den er als nützliches Geschenk mitbringen und Sir Bongodas de Lunel darbieten könne. Allein er hatte eben so viele Schwierigkeiten den Zweck seiner Reise in Bordeaux zu erreichen, als sein Mitschüler Hillel in Metz.

Der junge Gottesgelehrte wohnte in einem der belebtesten Quartiere von der Stadt, bei einem alten Arzte. Eines Abends, als er allein in einem Zimmer des Erdgeschosses saß und den Doctor erwartete, da ereignete sich eine Sache, die vielleicht hie und da

Unglauben erregen dürfte. Die Ermüdung vom Herumstreichen des Tages, sowie die Langeweile die er hatte, versenkten ihn in eine lethurgische Erschöpfung. Plötzlich vernahm er harmonische Töne, welche nicht der Erde anzugehören schienen. Er hörte halb schlafend zu und glaubte zu träumen. Endlich erhob er sich, um sich zu ermuntern, und vernahm nun jene Töne deutlicher aus seiner Wohnung kommen, die über dem Zimmer lag, in dem er sich befand.

Es wurde Nacht. Die Musik, nach und nach schwächer, hörte gänzlich auf. Jetzt war Obadia vollkommen zu sich gekommen und begriff, daß hier etwas Uebernatürliches im Spiel sei; ein leichter Schauer durchrieselte ihn, der jedoch bald zum Entsetzen war, als er Tritte auf der Treppe vernahm, die sich ihm näherten, und ein leises Geräusch an der Thür, ihm zu erkennen gab, daß etwas im Begriff stehe, in das Zimmer zu treten. Ganz außer sich, lief er an's Fenster, allein die Thüre öffnete sich, und Obadia stürzte ohnmächtig, einen durchdringenden Schrei ausstoßend, zu Boden. Der Arzt, der etwas später nach Hause kam, fand ihn noch besinnungslos und mit kaltem Schweiße bedeckt; es dauerte länger als eine

viertel Stunde, ehe er seiner Sinne wieder mächtig wurde.

Anfangs wollte er die Ursache seines Schreckens nicht sagen; endlich aber, durch die Bitten des Doctors bestürmt, schilderte er ihm das Vergnügen, welches er empfunden hatte, als er die himmlische Musik vernommen, und das Entsetzen, das ihn ergriffen, als durch die geöffnete Thüre ein Geist im Zimmer erschien, dessen Ansehen ehrwürdig aber doch befremdend war. Dieser Geist streckte seine Hand aus und gab ihm ein Zeichen, ihm zu folgen. Der alte Arzt konnte seinen Spott nicht unterdrücken und schrieb das Ganze einer aufgeregten Fantasie zu. Um jedoch den jungen Mann zu beruhigen, versprach er ihm, den nächsten Abend mit ihm die Sache zu untersuchen.

Der nächste Abend sah die zwei Männer in dem Zimmer des Erdgeschosses bei einer Flasche Wein sitzen. Der Alte, den einige Gläser Rebensaft in die rechte Stimmung versetzten, erließ eine spöttische Einladung an den ehrwürdigen Geist. Aber plötzlich ließ sich die Melodie vernehmen und verscheuchte Spott und Lächeln von den Lippen unseres Doctors; die Töne verhalten und einige Minuten darauf erschien

der Geist und gab das Zeichen, daß man ihm folgen solle. Der alte und der junge Mann gehorchten auf der Stelle; sie ergriffen jeder einen Leuchter und folgten dem Geiste. Kaum aber waren sie in die Wohnung Obadias gelangt, so erlosch das Licht und als sie es wieder anzündeten, war der Geist verschwunden. Nun stellten sie die sorgfältigste Nachforschung in der Wohnung an, ohne etwas zu finden.

Erst als sich der Arzt zurückgezogen und Obadia sich zu Bette begeben hatte, da ertönte von neuem die liebliche Musik aus einem Schranke, der gegenüber seinem Bette stand. Bald darauf erschien auch der Geist. Diesmal war er noch ehrwürdiger, und hatte gar nichts mehr befremdendes. Er überreichte dem jungen Gottesgelehrten eine Pergamentrolle und verschwand. Jetzt begannen abermals die harmonischen Töne, welche unsern Obadia sanft einschläferten. Am andern Morgen fand er die Pergamentrolle auf seinem Bette. Er entfaltete sie und las mit steigendem Interesse Folgendes:

„Ich bin der Geist von Salomo's Stuhl, der hinter dem Schranke in einer Nische steht. Mit ihm kann man, so schnell wie der Wind, durch die Luft segeln;

man braucht blos auf dem Knopf rechterseits zu drücken, so steigt er auf, und auf dem der linken Seite, um ihn wieder herabzulassen. Er läßt sich ausschrauben und zusammen legen, damit man ihn leicht mit sich tragen kann. Obgleich er nur für eine Person bestimmt ist, so erweitert er sich und nimmt mehrere Personen auf. Nehme ihn, er ist dein, und eile auf ihm zu deinen Mitschülern, die dich in Villejüif erwarten.

Es war in der That der letzte Tag der drei Monate; Obadia rückte schnell den Schrank hinweg, und nahm hinter ihm den Stuhl. Er war eine wunderbare Arbeit, die Füße und Armlehnen waren von verziertem Elfenbein und der Sitz von dem feinsten Teppiche. Er schraubte ihn auseinander, rollte den Sitz zusammen und steckte ihn zu sich. Nachdem er den Schrank wieder auf seinen Platz gestellt, und seine Sachen gepackt hatte, ging er zum Arzt, um ihn zu zahlen und Abschied von ihm zu nehmen. Der alte Doctor, dem die Musik und der Geist in seinem Hause vielen Kummer machten, fand ganz natürlich, daß der junge Mann nicht länger in seinem Hause wohnen bleibe. Er bat ihn, nur nicht von dem was

vorgefallen sei, zu erzählen, und ihn recht oft zu besuchen. Obadia versprach ihm nichts zu erzählen, aber besuchen könne er ihn nicht, weil er sogleich Bordeaux verlassen würde.

Der Arzt drückte ihm die Hand, und Obadia eilte zum Haus und Stadtthor hinaus. Dort hinter einer Gartenhecke, zog er seinen Stuhl aus der Tasche und stellte ihn gehörig auf. Die Wonne, die er bei dem Anblick dieser Arbeit empfing, war groß, aber noch größer als er sich auf den herrlichen Stuhl setzte, auf den Knopf zur rechten Seite drückte, und pfeilgeschwind durch die Luft segelte. Die Städte, die Dörfer, die Felder, Flüsse und Wälder flogen wie bezaubert unter seinen Füßen daher. Er war bereits in Villejuif angelangt. Er drückte auf den Knopf zur linken Seite, und der Stuhl ließ sich sanft auf eine Wiese vor der Stadt nieder. Nun schraubte er den Stuhl wieder auseinander, rollte den Sitz zusammen und legte alles in seine Tasche. Nach diesem ging er vor Freude und liebestrunken in die Stadt und in das Wirthshaus.

V.

Der gefangene Vogel.

Als sie nun alle drei im Wirthshaus zusammen waren, und sich gegenseitig ihre Geschenke gezeigt hatten, so wollte Einer dem Andern keinen Glauben beimessen, und scherzten mit spöttischer Miene. Endlich als Hillel sah, daß alles was er sagte kein Zutrauen fand, so übergab er an Ulliel seinen Becher. Dieser, den Kelch haltend, wollte die schöne Valentine sehen; aber kaum hatte er hinein geblickt, so schrie er: „O meine Freunde! meine Freunde! was sehe ich? Valentine ist sterbend.“

„Ach! wenn ich bei ihr wäre,“ sagte Ulliel, der Abraham's Edelstein besaß, „so könnte ich sie vom Tode retten.“

„Nichts als dies? so setzt euch auf meinen Stuhl,“ sagte Obadia. Einige Augenblicke darauf waren sie im Zimmer der Kranken; sie zeigten ihr den Edelstein Abraham's und sogleich stand sie ganz gesund auf.

Alsdann stellten sie sich Sir Bongodas vor, mit ihren Geschenken und erzählten ihm was vorgefallen war.

Der königliche Rath schwieg einige Zeit, dann richtete er das Wort an die drei junge Gottesgelehrten:

„Ich kann keinem von euren Geschenken den Vorzug geben; denn Alle haben gleiches Verdienst, und nimmt man Eins hinweg, so sind die Andern unnöthig.“

„Wenn der, dem der silberne Becher gehört, euch nicht meine sterbende Tochter gezeigt hätte, wie hättet ihr von ihrer Krankheit gewußt? Wenn der Eigenthümer des Salomo's Stuhl euch nicht so schnell befördert hätte, so würdet ihr nie zur Zeit angekommen sein, um ihr Abraham's Edelstein zu zeigen, und ohne den Edelstein wäre eure Geschwindigkeit überflüssig gewesen; mithin glaube ich, um Fräulein Valentine de Lunel zu erhalten, muß wieder frisch angefangen werden.“

Bei dieser Verhandlung war auch die schöne Tochter des Sir Bongodas zugegen. Sie flüsterte dem Vater einige Worte ins Ohr, mit welchen sie ihn um Er-

laubniß bat, daß sie selbst ein Lösungsmittel vorschlage. Der Vater willigte ein.

Das reizende Mädchen trat vor und sprach, auf folgende Weise, zu den drei Heirathscandidaten.

„Edle Jünglinge! Euch verdanke ich mein Leben; seit drei Monaten beschäftigt ihr euch unnütz meinethalben, und nun sollt ihr nochmals drei Monate für mich verwenden! Weit entfernt von mir, dies zu billigen. Es gibt andere Mittel, die viel näher sind, um meine Wahl unter euch zu bestimmen. Wenn ihr es erlaubt, so will ich euch einen Vorschlag machen, den ihr als die gelehrtesten Schüler des hochberühmten Rabbi Tam leicht annehmen könnt. Mein guter Vater ist damit einverstanden; soll ich ihn euch mittheilen?

„Ja wohl, schöne Valentine! sprechen Sie, Ihre Worte sind Gesetze für uns,“ entgegneten alle drei auf einmal.

„Nun, so hört meinen Vorschlag. Hier habe ich, sagte sie auf einen Käfig deutend, „einen gefangenen Vogel, den ich sehr liebe. Und dennoch komme ich oft in Versuchung ihm die Freiheit zu geben, weil es mir vorkömmt als sei er sehr unglücklich, daß ich

ihn gefangen halte. Wollt ihr nun jeder einen Spruch des gefangenen Vogels niederschreiben, und der, welcher den schönsten Gedanken ausdrückt, der soll der Gewählte sein."

Sogleich verbeugten sich die drei Gottesgelehrten, als Zeichen ihrer Einwilligung, setzten sich an den Tisch und schrieben jeder, nach kurzem Nachdenken, ihre Gedanken auf eine Schreibtafel nieder, die sie Sir Bongodas de Lunel übergaben.

Ulliel schrieb folgenden Gedanken:

„Gestern haben mich die schönen Zweige mit ihrem lieblichen Grün umgeben, und heute umgeben sie mich als Stäbe eines Käfigs!"

Hillel's Gedanke war dieser:

„Meine Freunde beneiden mich wegen des Futters, das mir im Ueberfluß gegeben wird; ach, sie sehen nur die Nahrung und nicht den Käfig!"

Obadia sprach seinen Gedanken auf diese Art aus:

„Dem Geliebten hat der Pfeil den Tod gebracht, mir wird ihn der Käfig bringen!"

Sir Bongodas de Lunel las die drei Gedanken mit Aufmerksamkeit; übergab dann die drei Schreibtafeln seiner Tochter, und sprach folgendes Urtheil:

„Alle drei Gedanken sind schön, der aber von Hillel ist der schönste, ihm gehört daher als Ehegattin meine geliebte Tochter, Mademoiselle Valentine de Lunel."

Bald darauf feierte der glückliche Hillel seine Hochzeit mit der allerliebsten Valentine de Lunel. Ulliel und Obadia waren bereits nach Ramerupt zurückgekehrt. Sie hatten nicht das Glück gehabt die Perle von Paris zu erhalten, aber sie sind von ihrer Werbung nicht ganz leer ausgegangen; der Eine hatte den Edelstein des Abraham's, der Andere Salomon's kostbaren Stuhl.

Die Kemeoth.

I.

Die Juden oder der Tod.

Zur Zeit als die deutsche Einigkeit noch nicht existirte — ich erzähle eine Fabel — und Deutschland noch in zahllose Staaten zersplittert war, da hatte jedes Fürstenthum, jedes Herzogthum, jedes Bisthum, jede Stadt, jede Burg, jedes Dorf seine eigene Gesetze, seine eigene Sitten, seine eigene Religion. Nur die Armuth war allgemein, und ein Erzbisthum war nicht reicher, als ein Großherzogthum oder Markgrafthum. Ein kleiner Staat jedoch, Kurroppelstein, machte in dieser Regel eine rühmliche Ausnahme. Der hochherzige Fürst, der in seiner Jugend Holland und England bereist und dort den großen Handel und den großen Wohlstand gesehen, welchen sich diese Länder durch die Freiheit, die sie den Juden ertheilt hatten, erfreuten, stellte beim An-

tritt seiner Regierung, die Israeliten den andern Bürgern gleich.

Da erhob sich Kurroppelstein augenscheinlich; die kleinen, schlecht gebauten Häuser, die engen, schlecht gepflasterten Gassen der Hauptstadt verwandelten sich in große elegante Gebäude, in schöne, breite Straßen. Kanäle und gute Wege durchkreuzten das Ländchen, und allenthalben sah man Fabriken und Magazine aufrichten. Mit dem Wohlstande erschien auch bald bürgerliche Ausbildung und Sittenverbesserung. Der edle Fürst schämte sich, daß Deutschland von Gesetze regiert werde, die die Religion und die Moral gleichsam verdammen. So schaffte er jenes abscheuliche und empörende Gesetz ab, nach welchem ein armer Bürger, der nicht eine gewisse Summe Geld hatte, nie heirathen durfte, ewig im Concubinat leben, und seine Kinder als Bastarde behandelt sehen mußte.

Ebenso hob er alle Lotterien und Spielhäuser auf, die als Falle gegen die Armen und gegen die Jugend gerichtet, tausend und tausende in Verzweiflung und zum Selbstmord brachte. Diese Reformen erregten

in ganz Deutschland die größte Entrüstung, die Pfaffen donnerten von der Kanzel herab gegen die bürgerliche Gleichstellung der Juden, als gotteslästerisch; die Staatsmänner verschrieen die Zulassung der Armen zur rechtmäßigen Ehe, als dem Staate gefährlich, und die Finanzpächter verdammten die Aufhebung der Lotterien und Spielhäuser, weil sie reiche Einkünfte seien. Ja sie ruhten und rasteten nicht bis sie einen hinterlistigen Menschen, Hasenbalg genannt, nach Kurroppelstein brachten, der sich, durch Schlauheit und Tücke, des Fürsten Herz bemächtigte, und, als sein Minister, alle Neuerungen und Reformen aufhob.

Die Juden, von allen Rechten und Industrien wieder ausgeschlossen, wurden angewiesen in ihre alte abgesonderte Gasse zurückzukehren, und ihre Fabriken, Magazine und Läden als dem Staate angehörig, erklärt. Als diese Verordnung bekannt wurde, da war große Freude unter den Pfaffen und ihren Anhängern. Sie stimmten Lobgesänge auf den guten Minister an, ließen die Hauptstadt illuminiren, und brachten dem frommen Hasenbalg ein Ständchen. Während dieser Freudenbezeugung, von Seiten der Fanatiker, be-

schlossen die Israeliten, die einmal an die Freiheit gewohnt waren und Ausschließung nicht mehr ertragen konnten, Kurroppelstein zu verlassen, und nach Holland und England zu ziehen.

Noch dieselbe Nacht vollzogen sie ihren Entschluß, und des Morgens fand man im ganzen Fürstenthum keinen einzigen Israeliten mehr. Anfangs schien die Abreise der Juden wenig Eindruck gemacht zu haben, bald aber fühlte man allenthalben ihre Abwesenheit. Die Fabriken standen still, und Hunderte, die darinnen beschäftigt waren, wurden brodlos. Umsonst suchte der Staat die Häuser, Magazine und Läden zu vermiethen, sie blieben aber leer stehen, und Niemand konnte sie wieder beleben. Mit dem Verfalle der Industrie und des Handels kehrte wieder die Armuth in Kurroppelstein ein, die Staatskasse, wie die der Bürger, war leer.

Da ertönte von allen Seiten das Geschrei: „Die Juden, die Juden, oder der Tod!“ Der Kurfürst, der mit Blindheit geschlagen war, öffnete nun wieder seine Augen. Er sah mit Betrübniß, daß er durch falschen Rath das Glück seines Volkes zerstört hatte, und die Urheber ihres Glückes schändlich zur Auswanderung

genöthigt hatte. In seinen gerechten Vorwürfen, verwünscht er seine schlechte Politik, so treue, so nützliche Menschen wie die Kinder Israels verfolgt zu haben, und auch er schrie: „die Juden, die Juden, oder der Tod!“

II.

Der Commis-Voyageur.

Hasenbalg wurde augenblicklich aus dem Lande verwiesen, seine Verordnungen aufgehoben, und die Juden von Kurroppelstein zurück berufen. Allein die Israeliten, die unter den festen Gesetzen Englands und Hollands Schutz und Ruhe fanden, wollten nicht mehr nach Deutschland kommen, wo die Gesetze schwankend und von jedem Fürsten willkührlich aufgehoben werden können. Das gerechte Mißtrauen der Juden in England und Holland kränkte sehr den hochherzigen Fürsten, er erließ einen Aufruf an die Israeliten Deutschlands und versprach dem Ersten, der in sein Land zu wohnen komme, zu seinem Hofjuden zu erheben und ihn mit vielen Privilegien zu begünstigen.

Ein Commis-Voyageur, Namens Gutkind von Oberolm, der von diesem Aufruf zuerst Kenntniß hatte, eilte nach Kurroppelstein. Er wurde in Triumph nach der Residenz gebracht, der Kurfürst, sein Rath, die Magistratur und die ganze Stadt gingen ihm entgegen. Der Kurfürst ernannte ihn zu seinem Hofjuden, schenkte ihm das schönste Haus der Religionsgenossen, und machte ihn zum Oberhaupt aller Juden, die in sein Fürstenthum kommen würden. Herr Gutkind von Oberolm, von diesem Empfange angenehm überrascht, schrieb sogleich an alle seine Verwandte und Freunde, gleich nach Kurroppelstein zu kommen und so viele Stammgenossen als sie könnten mit zu bringen. Ueber hundert Familien, Männer, Weiber und Kinder erschienen im Laufe eines Monats. Die Freude im Kurfürstenthum war unbeschreiblich, Triumphbogen, Kanonendonner, Lobreden, Illumination, Ständchen folgten nach einander.

Bald waren die leeren Häuser wieder besetzt, die stillstehenden Fabriken wieder im Gang, die Magazinen wieder mit Waaren angefüllt und die Läden wieder belebt. Herr Gutkind von Oberolm, stolz auf sein

Amt als Oberhaupt seiner Brüder in Israel, und eitel auf seine Würde als kurfürstlicher Hofjude, wollte nun eine Frau haben, die seiner würdig wäre. Aber keine war ihm schön genug, keine reich genug, keine edel genug. Am Ende heirathete er ein Fräulein Wetterhahn aus Frankfurt am Main. Fräulein Eugenie Wetterhahn war ein junges, hübsches Mädchen, mit hunderttausend Gulden. Herr Gutkind von Oberolm, Oberhaupt und Hofjude von Kuroppelstein, würdigte sie zu sich hinauf zu erheben.

Die Hochzeit fand in Frankfurt am Main statt. Die Braut, auf's köstlichste geschmückt, erschien mitten in einer Reihe Frauen, die in ihrem reichsten Schmucke prangten. Ihr folgte der Bräutigam, umringt von einigen Männern, auch sehr schön gekleidet. Das Angesicht der Braut war mit einem weißen Schleier bedeckt, der Bräutigam hatte das Seinige mit einem schwarzen Schleier umhüllt, zum Andenken der Zerstörung Jerusalems. Dem Zuge gingen drei Musikanten voran, die durch den Klang des Saitenspiels den Gang belebten, und ein Possenmacher mit seinen Gehülfen schlossen den Marsch, der sich durch die ganze Juden-

gasse bewegte. Das fröhliche Zurufen der Umstehenden: „Gesegnet seien die da kommen!" ertönte allenthalben.

Im Hofe der Synagoge angelangt, empfing der Oberrabbiner und seine zwei Assessoren die Braut und den Bräutigam, und führten sie unter einen prachtvollen blauseidenen Himmel, auf vier vergoldeten Stangen gespannt, und von vier Hochzeitsknaben gehalten. Nun begann die Trauung. Der Rabbi nahm einen Becher Wein, sprach den Segen darüber aus, und gab dem Bräutigam und der Braut daraus zu trinken.

Nach diesem empfing er aus der Hand des Bräutigams einen goldenen Ring, den er den zwei Assessoren zeigte, damit sie von der Gültigkeit des Ringes zeugten. Sobald sie dessen Gültigkeit anerkannten, gab er ihn den Bräutigam zurück, der ihn der Braut an den Zeigefinger steckte, mit den Worten: „Siehe, Du bist mir verlobt mit diesem Ring, nach dem Gebrauche Moses und Israel!"

Darauf las der erste Assessor die Heirathsacte, und der zweite nahm ein Glas mit Wein, sprach darüber den Hochzeitssegen, und überreichte ihn dem Bräutigam, der dann mit der Braut daraus trank. Das

Uebrige schüttete der Bräutigam aus Freude zu Boden, warf das Glas in Stücke auf die Erde, und zertrat es mit der Braut in kleine Stücke mit den Worten: „So lange diese Scherben getheilt, sollen wir vereinigt leben.“ Gegen Abend, nach dem Hochzeitsmahle, wobei man sich sehr fröhlich und lustig zeigte, begann der Possenmacher Löbche und seine Gehülfen, das bekannte Kalle- (Braut-) Lied:

Es ist keine größere Freude auf Erden
Als wenn zwei Liebende zusammen gegeben werden.

III.

Der Baal-Schem.

Nachdem die Hochzeit beendigt war, und der gewesene Commis-Voyageur die hunderttausend Gulden eingesteckt, und die vielen Geschenke, die er erhielt, eingepackt hatte, reiste er mit seiner schönen Frau nach Kurroppelstein. Der Kurfürst empfing seinen Hofjuden, den er liebte, mit Güte und gab ihm als Hochzeitsgeschenk, ein schönes Landgut.

Als Gutkind von Oberolm das schöne Landgut in Besitz nahm, wurde er, vom Verwalter desselben

„Herr Geheimrath“ angesprochen, wahrscheinlich aus Gewohnheit, weil der frühere Besitzer ein Geheimrath war. Dieser Titel schmeichelte unserem eiteln und ehrgeizigen Hofjuden so sehr, daß er nicht ruhte und nicht rastete bis ihm der Kurfürst diesen Titel verlieh.

Die Freude des gewesenen Commis-Voyageur über den Titel Geheimrath war unbeschreiblich, er ließ sich von Jedem „Herr Geheimrath“, „Herr Geheimrath Gutkind“, nennen und auf allen seinen Sachen und Geräthen mußte: „Herr Geheimrath Gutkind von Oberolm“ gezeichnet werden. Nun geschah es, daß eines Tages Löbche Possenmacher von Frankfurt am Main nach Kuroppelstein auf eine Hochzeit kam, der unser Geheimrath beiwohnte. Der Possenmacher, der ihn von seiner Hochzeit her, als einen eitlen Menschen ohne Herz und Gefühl für einen armen Künstler wie er war, kennen gelernt hatte, sagte spottend als er ihn erblickte: „Ei, ei Herr Gutkind auch da!“

„Mein Name ist Herr Geheimrath,“ versetzte Gutkind von Oberolm zornig, „warum nennen Sie mich nicht so?“

„Weil Sie mich auch nicht Geheimrath rufen.“

„Sie Geheimrath! wer weiß etwas davon?"

„Niemand, denn es ist **geheim**, wie der Titel: „Geheimrath" richtig angibt."

Gutkind von Oberolm zuckte die Achseln. „Sie wollen über eine Würde spaßen, die weit über ihre Begriffe erhaben ist. Nur Männer von Verdienst wie ich, sind Geheimräthe, aber keine Possenmacher wie Sie, Löbche!"

„Gutkind, Gutkind, Sie werden ja gar ein Böskind, Sie verachten einen Stand, dem Sie selbst angehören. In der That Sie sind mehr Possenmacher als ich."

Der Geheimrath seufzte tief auf, warf einen verächtlichen Blick auf den Possenmacher und verließ die Gesellschaft.

Einen größeren Verdruß noch hatte unser Gutkind einige Zeit nachher, bei folgender Gelegenheit. Er verlor seine goldene Tabaksdose, welche die Inschrift: „Herr Geheimrath Gutkind" führte. Der Finder derselben, der wirkliche Geheimrath Streusand von Brodlust, schickte sie ihm sogleich mit einem verbindlichen Brief. Die Unterschrift dieses Schreibens: „Wirklicher Geheimrath", versetzte den gewesenen Commis-Voyageur in die größte Bestürzung. „**Wirk-**

licher Geheimrath", rief er aus, „setzt Nichtwirklicher voraus, also ich „Geheimrath" kurzweg, bin kein Geheimrath, oder höchstens nur ein schein Geheimrath!"

Dieser Gedanke war für unsern ehrgeizigen und stolzen Gutkind sehr empfindlich. Er glaubte, daß der Kurfürst seinen Spaß mit ihm trieb, als er ihm den nichts sagenden Titel Geheimrath verlieh. Nach einer schlaflosen Nacht eilte Gutkind in's Schloß. Der Kurfürst stand im Hemd und war im Begriffe sich anzukleiden. Gutkind sprang in sein Schlafgemach und mit einem Satze zu den Füßen des alten Herrn.

„Was wollen Sie, mein Sohn?" sprach väterlich der Kurfürst.

„Majestät," stotterte Gutkind von Oberolm, „Sie haben mir den Titel „Geheimrath" verliehen, möchten Sie die Gnade haben, diesen Titel mit dem „wirklichen Geheimrath" zu vertauschen, damit ich nicht hinter Streusand von Brodlust stehe."

„Aber mein lieber Gutkind," sprach der Kurfürst, „Streusand von Brodlust ist ein gelehrter Jurist, der mir mit seinem Wissen zu regieren behilflich ist, Sie aber, mein Guter, haben sich nie mit diesen Dingen beschäftigt."

„Thut nichts, liebe Majestät, ich kann ohne diesen Titel nicht glücklich sein. O haben Sie Mitleiden! Sie haben mir schon so viel Gutes gethan, thun Sie mir auch diesen Gefallen."

Der Kurfürst lachte, zog seine Hosen an, und gewährte Gutkind seine Bitte.

Das Glück Gutkind's von Oberolm hatte nun den höchsten Punkt erreicht, das Abnehmen desselben aber ließ auch nicht lange auf sich warten. Die Ehe, die er geschlossen hatte, war nicht gesegnet, und der Kummer keinen Erben für seine Würde und seinen Reichthum zu haben, trübte alle seine Freude. Aber empfindlicher für ihn war der plötzliche Tod des Kurfürsten. Sein Sohn und Nachfolger liebte ihn nicht, und wenn er auch, wie sein Vater die Israeliten sehr begünstigte, so wollte er dennoch Herrn Gutkind von Oberolm weder als Hofjuden, noch als Oberhaupt seiner Religionsgenossen betrachten. Diese Ungnade war für den eiteln und stolzen Mann unerträglich, er wurde trübsinnig und melancholisch. Vergebens versuchte seine liebenswürdige Frau ihn zu trösten, umsonst machten ihm seine Verwandten und Freunde Vorstellungen, daß er im Besitze eines

schönen Vermögens und einer noch schöneren Frau alle Ursache hätte zufrieden zu sein: der Ex-Hofjude und Ex-Oberhaupt blieb schwermüthig und traurig.

Eines Morgens, da er die Nacht schlaflos zugebracht hatte, sagte er zu seiner Frau: „Ich habe wieder eine böse Nacht zugebracht, Eugenie, ich muß durchaus wieder in mein Amt und in meine Würde eingesetzt werden, oder ich sterbe vor Schimpf und Schande. Weißt Du was, ich gehe nach Worms, dort soll, wie ich in Frankfurt gehört habe, ein Baal-Schem (Wunderthäter) wohnen, der durch die Kraft, die im heiligen Namen Gottes sowohl, als in dem Namen der Engel und der Geister liegt, Kemeoth (Amuleten) schreibt, die alles bewirken und thun können. Dieser Wunderthäter muß mir ein Amulet geben, damit ich beim jungen Kurfürsten wie beim Alten in Gunsten komme.“

„Glaubst Du dies, mein lieber Mann,“ entgegnete ihm seine Frau, „so gehe ich mit Dir nach Worms, um auch für mich ein Amulet zu erbitten, damit unsere Ehe mit einem Kind gesegnet werde.“

Und so zogen sie Beide nach der alten, ehrwürdigen Stadt, voller Wunderdinge. Denn da zeigte man die

Zaubergans von Merlin, dort die Lichter der Fremdlinge; hier Raschi's Stuhl, dort Rabbi Juda Chasid's Mauer. In einem kleinen Hause, in der Judengasse, zum Einsiedler genannt, lebte einfach und bescheiden der Meister der Amuleten. Er hatte ein Weib, das ihn wie einen Heiligen verehrte, und für Alles was er brauchte, mütterlich sorgte. Sie führte einen kleinen Handel, der hinreichend für ihre Bedürfnisse war, denn der fromme Baal-Schem nahm von Niemanden etwas an, und schrieb seine Kemeoth unentgeldlich.

Gutkind von Oberolm und seine reizende Frau wurden von dem Wundermann freundlich aufgenommen. Nachdem er ihr Anliegen vernommen hatte, sagte er zu ihnen mit sanfter Stimme: „Wohlan meine verehrenwerthe Freunde, Euch soll geholfen werden. Hier ist Tinte, Feder und Papier, daß jeder von Euch seinen Namen und den seiner Mutter zeichnet, und Ihr sollt das Verlangte erhalten." Mann und Frau schrieben sogleich ihren und ihrer Mutters Namen, und übergaben das Papier dem Meister, der in ein Nebenzimmer ging und es hinter sich verschloß.

Ungefähr nach Verlauf einer Viertelstunde öffnete

er wieder das Nebenzimmer und hieß das Ehepaar hineintreten. Es war ganz mit alten Büchergestellen umringt, mitten darin stand ein eichener Tisch mit einem Lehnsessel und einigen Stühlen. Auf dem Tisch lagen Pergamentrollen und ein offenes Buch, voll kabalistischer Figuren und Zeichen. Der Baal-Schem bot den Hereintretenden einen Sitz an neben dem Sessel, der ihn aufnahm. Er zog aus der Tischschublade zwei ähnliche Amuleten, in rothes Seidenzeug genäht, und mit weißen Bändern versehen, und überreichte das Eine dem Gatten, das Andere der Gattin, mit den Worten:

„Hier übergebe ich jedem von Euch, meine verehrenwerthe Freunde, ein Amulet, das dem Wunsche von Jedem entspricht. Dieses hier, um die Gunst des Fürsten, und dieses da, um den Ehesegen zu bewirken. Traget sie auf dem blosen Körper, aber achtet wohl darauf, daß Ihr nicht vergesset, sie Nachts abzulegen, weil sie sonst entweiht werden können. Doch des Morgens früh legt ihr sie wiederum an und tragt sie den ganzen Tag hindurch.“

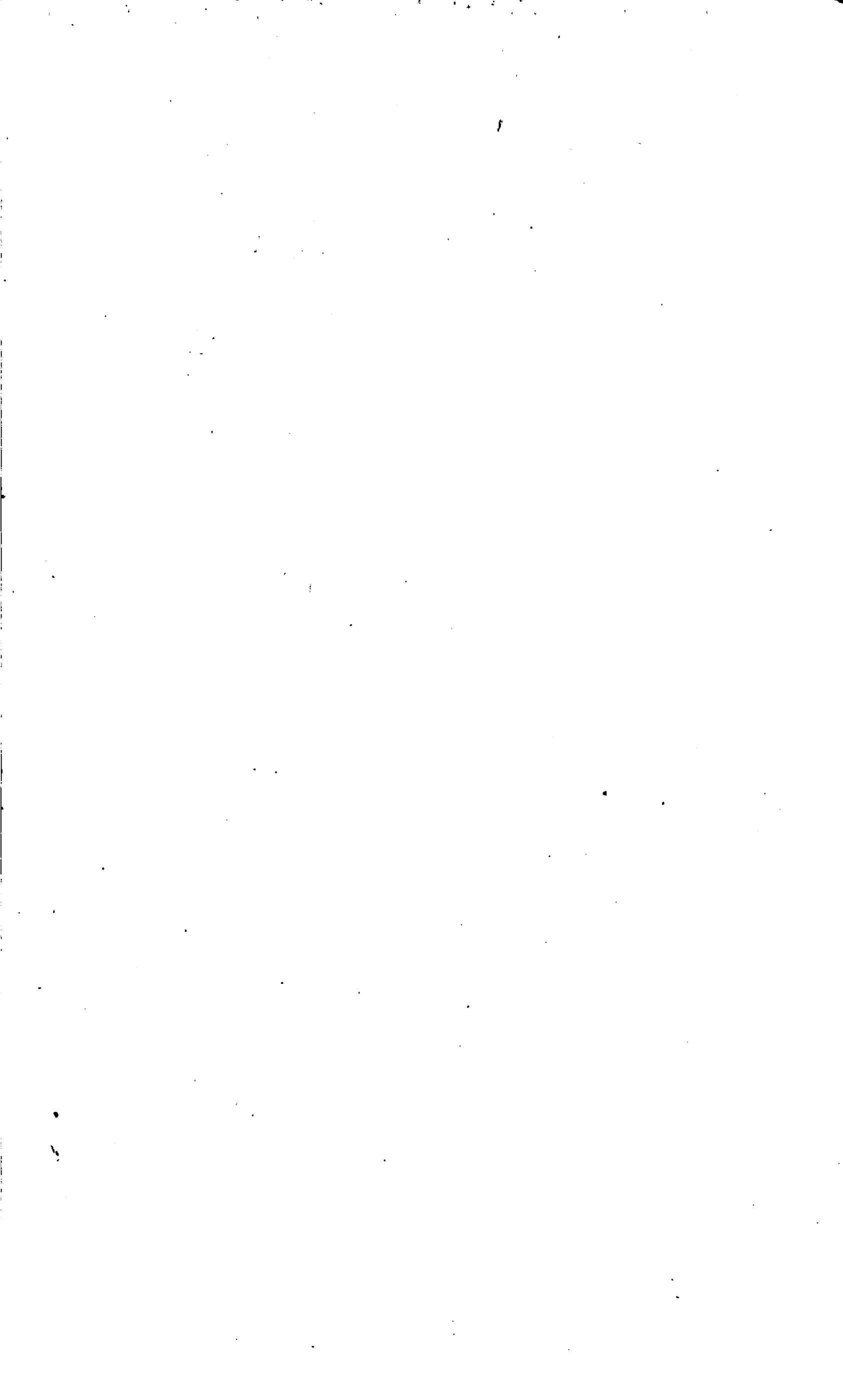
Das glückliche Ehepaar dankte dem frommen Meister

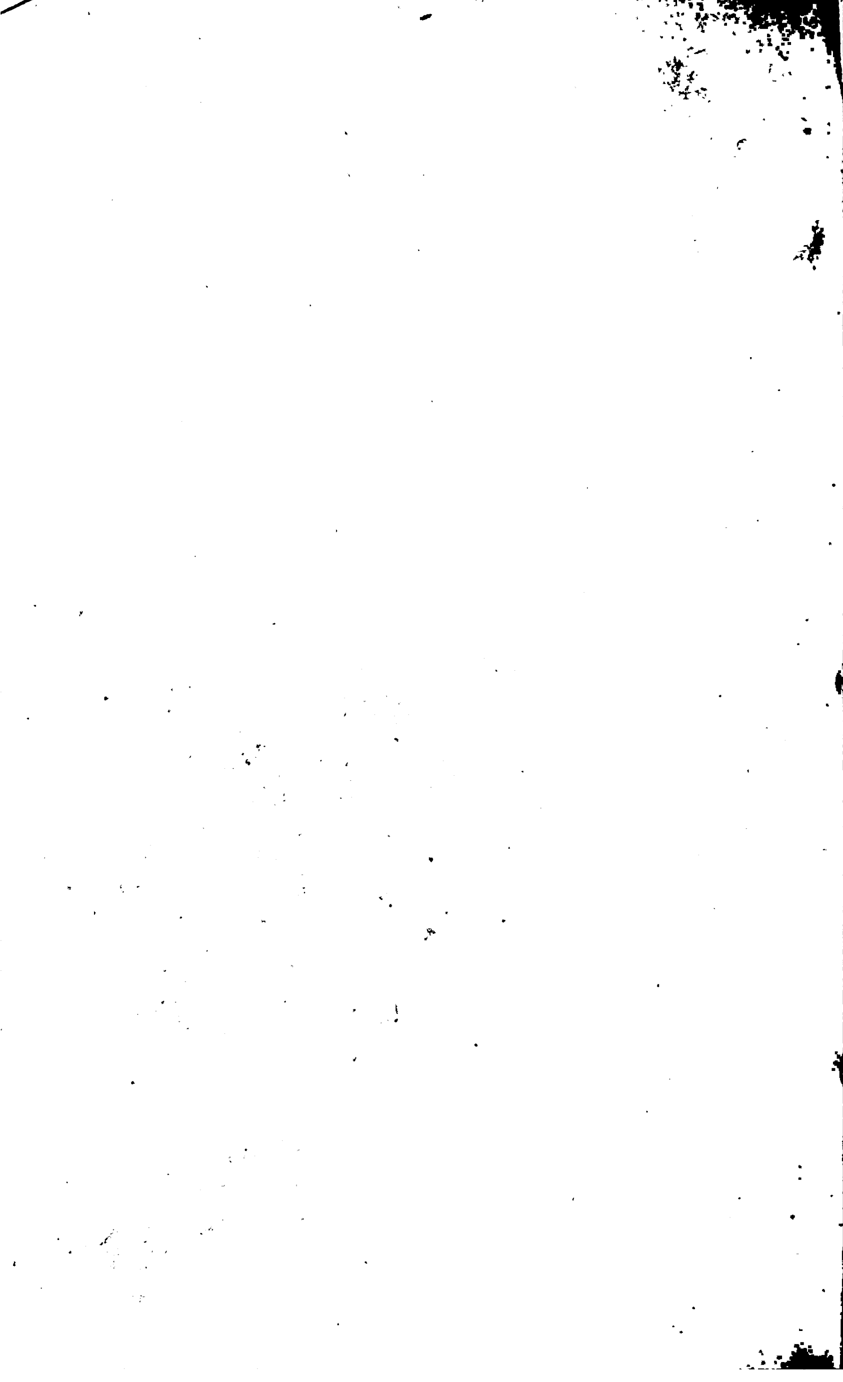
mit Worten, denn andere Belohnung wollte er nicht annehmen, und verabschiedete sich. Gutkind und Eugenie eilten nun in ein Wirthshaus, um dort die Amuleten anzulegen. Sodann ließen sie sich auf's Beste bewirthen und gingen nach Tisch, die alte Stadt zu besehen. Des Abends kehrten sie wieder in ihr Logis zurück, aßen vergnügt zu Nacht und legten sich dann zu Bette. Beide legten zuvor ihre Amuleten auf den Tisch, wie es der fromme Baal-Schem befohlen hatte.

Die Morgenröthe ging kaum auf und erlaubte nicht die Gegenstände zu unterscheiden. Gutkind und Eugenie, die früh abreißen wollten, waren bereits auf und legten ihre Amuleten an, aber in der Dunkelheit verwechselten sie dieselben. Der Mann nahm das der Frau und die Frau das des Mannes. Und so trugen sie sie verkehrt fort, als sie nach Kurroppelstein zurück gekommen waren. Die Wirkung war daher auch verkehrt: Die schöne Eugenie erhielt die Gunst des jungen Fürsten, und ihr guter Mann bekam ein Kind!

E n d e.

Inhalt.






HD WIDENER
HW MSL8 %



